

Rosenland



Zeitschrift für lippische Geschichte

Nr. 19

Dezember 2017

Inhaltsverzeichnis

Editorial

Editorial	1
Beiträge	
Florian Lueke: Die Schülerschaft des Lemgoer Gymnasiums (Engelbert-Kaempfer-Gymnasium) im Wandel der Zeit	2
Frank Meier-Barthel: Multikulturelle Ostern bei Abowjan. Der Detmolder Georg Rosen im Kaukasus in den Jahren 1843/44	21
Andreas Ruppert: Abraham Levies große Reise	31
Joachim Kleinmanns: Der Kirchhof in Heiligenkirchen	37
Kuriosa	
Jürgen Hartmann: „Denkwürdigkeiten“ am Externsteine im Jahre 1866	55
Kritische Anmerkungen	
Margit Lenniger: Thäle. Herrschertod und Herrscherwechsel – eine kritische Betrachtung	58
Rezensionen	
F. Lueke: Geschichte des Sports in Lippe (A. Ruppert)	64
Nachtrag zur Ausgabe 18/2016	
Walter Windmüllers Brief aus Auschwitz (J. Hartmann)	67
Impressum	67

Neugier und Interesse am Austausch mit dem Fremden trieben Lipper immer wieder hinaus, und zu unserem Gewinn und manchmal auch Vergnügen haben einige darüber berichtet. Im Frühjahr 1844 traf der Detmolder Georg Rosen im Kaukasus mit dem armenischen Aufklärer, Pädagogen und Begründer der neu-armenischen Literatur, Chatschatur Abowjan, zusammen und schilderte diese wahrhaft multikulturelle Begegnung in Briefen an die Eltern. Mehr als ein Jahrhundert zuvor war Abraham Levie aus Talle zu einer fünf Jahre dauernden Reise durch europäische Länder aufgebrochen, auf seine Erinnerungen soll hier hingewiesen werden.

Florian Lueke beleuchtet die Veränderungen in der Schülerschaft des (heutigen) Engelbert-Kaempfer-Gymnasiums in Lemgo, der lange Zeit neben dem Gymnasium Leopoldinum in Detmold einzigen höheren Bildungsanstalt in Lippe.

Seit langem steht den in der Lokal- und Regionalgeschichte Engagierten der Wert der älteren Friedhöfe vor Augen. Es wäre eine Aufgabe der Kommunen, ihre Grabsteine in Fotografie und Text zu dokumentieren. Für Heiligenkirchen hat dies für die erhaltenen Steine um die älteste Kirche Lippes Joachim Kleinmanns unternommen. Seine Arbeit sollte als Anregung verstanden werden.

Die Schülerschaft des Lemgoer Gymnasiums (Engelbert-Kaempfer-Gymnasium) im Wandel der Zeit

von Florian Lueke

Das Gymnasium nimmt unabhängig von den gegenwärtigen Diskussionen um ‚G8‘ oder ‚G9‘ einen besonderen Platz in der deutschen Schulpolitik des 20. wie des 21. Jahrhunderts, aber auch in der historischen Forschung ein – und dies, obgleich oder gerade weil bis in die 1960er Jahre nur eine exklusive Minderheit diese Schulform besuchte.¹ Mal hat es als Vertreter des ‚höheren Schulwesens‘ den Ruf des Elitären, mal ist von ‚Überfüllung‘ und einer ‚neuen Volks- oder Hauptschule‘ die Rede. Auch gehört es zu den ältesten Schulformen – dem Namen nach ist es gar die älteste existierende Schulform Deutschlands. So sind etwa die Grund-, Haupt- und Gesamtschule als solche allesamt erst nach 1945 entstanden, wenngleich sie etwa in der traditionellen dörflichen Volksschule, ihres moderneren städtischen Pendant der Bürgerschule, oder wie im Fall der Realschule auch der im 19. Jahrhundert entstandenen Mittel- und Rectorschulen durchaus Vorgänger besaßen.

Zugleich ist beim Gymnasium nichts so beständig wie der Wandel. So gab es etwa in der Frühen Neuzeit Gymnasien, wozu auch die Lemgoer Schule zählte, an denen man zugleich ein universitäres Grundstudium ablegen konnte. Über Jahrhunderte prägten erst Religion und Latein, später im 19. Jahrhundert neben Latein vor allem Griechisch und die (antike) Geschichte den Fächerkanon. Hierbei handelt es sich durchweg um Fächer, die am Gymnasium heute entweder nur mehr freiwillig gewählt werden können (Latein), marginalisiert sind (Geschichte), stets in der kritischen Diskussion stehen (Religion) oder gar fast nirgends überhaupt noch angeboten werden (Griechisch). Noch deutlicher als anhand der bis heute andauernden Debatte um Fächer und Inhalte zeigte sich der Wandel jedoch in der Schülerschaft – einem ebenso spannenden wie häufig von Stereotypen belasteten Thema, das in diesem Artikel beispielhaft an der Entwicklung des ältesten lippischen Gymnasiums, des heutigen Engelbert-Kaempfer-Gymnasium Lemgo erläutert werden soll.² Das Gymnasium war mal fünf-, dann siebenjährig, mal vier- oder auch zwölfjährig und dauerte zuletzt erst neun und dann acht Jahre. In diesem Artikel soll jedoch nicht nur auf die quantitative Anzahl und das unterschiedliche Alter der Schüler eingegangen werden, sondern anhand zeitgenössischer Berichte, Artikel und Erinnerungen auch auf die soziale wie geografische Herkunft der Schüler.

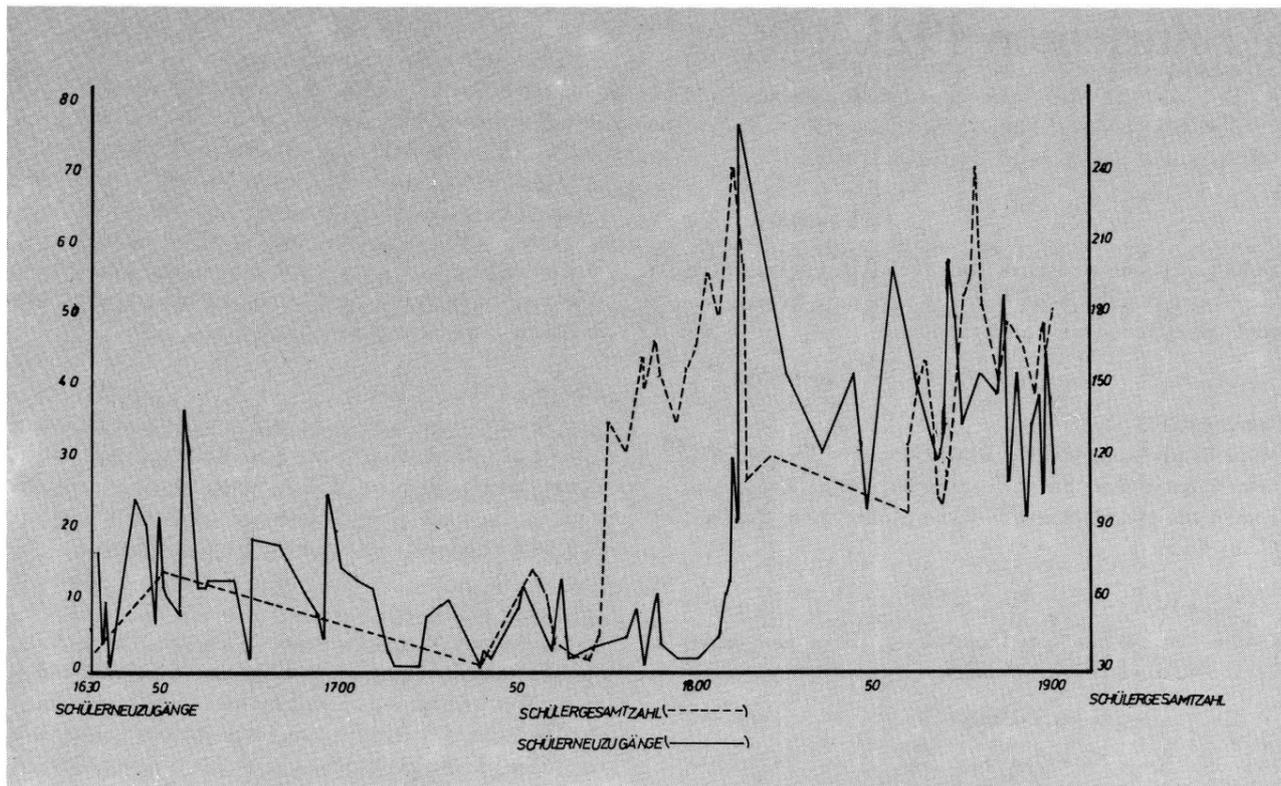
1 Die Schülerschaft vom 16. bis zum 19. Jahrhundert

Das Lemgoer Gymnasium nennt heute das Jahr 1559 als sein Gründungsjahr, das Jahr, in dem Bernhard Copius aus Dortmund neuer Schulleiter wurde und sogleich sein neues reformorientiertes Schulprogramm verkündete. Die Schule selbst war schon wesentlich älter und aus einer im 13. Jahrhundert begründeten kirchlichen Lateinschule hervorgegangen, die bereits über einen guten Ruf an zahlreichen nord- und mittel-

¹ Zur Geschichte des deutschen Gymnasiums: TORSTEN GASS-BOLM, *Das Gymnasium 1945–1980. Bildungsreform und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland*, Göttingen 2005. Breiter gefasst, aber doch auch stets mit einem Blick auf das Gymnasium: HEINZ-ELMAR TENORTH, *Geschichte der Erziehung. Einführung in die Grundzüge ihrer neuzeitlichen Entwicklung*, 4. erweiterte Auflage, Weinheim 2008.

² Analog hierzu ist bereits eine Geschichte der Schulleiter im 20. Jahrhundert erstellt worden. Vgl. FLORIAN LUEKE, *Schwere Zeiten – schräge Typen: Das heutige Engelbert-Kaempfer-Gymnasium Lemgo im Spiegel der Biografien seiner Schulleiter* (Teil 1: 1908-1948), in: *Lippische Mitteilungen*, 85 (2016), 142-184. Der 2. Teil soll Ende 2017 in den *Lippischen Mitteilungen* erscheinen.

deutschen Universitäten verfügt hatte.³ Zwar sind Schülerlisten erst seit 1631 überliefert,⁴ doch wissen wir, dass das Gymnasium spätestens mit Copius den Ruf einer ‚schola celebris‘ erhielt, was bedeutete, dass die Schule einen großen Anteil auswärtiger Schüler besaß.⁵ Unterstützt wurde diese Entwicklung davon, dass an der Lemgoer Schule nicht nur die fünfjährige Gymnasialzeit, sondern auch ein darauf aufbauendes zwei-jähriges universitäres Grundstudium absolviert werden konnte. Erst als nach einem theologisch-politisch motivierten Konflikt zwischen der lutherischen Hansestadt Lemgo und dem reformierten lippischen Grafen Simon im Jahr 1602 in Detmold eine weitere höhere Schule auf lippischem Boden gegründet worden war, übernahm die Lemgoer Schule 1605 auch den Titel ‚Gymnasium Lemgoviensum.‘⁶



Die Entwicklung der Schülerzahlen von 1630 bis 1900

*Abb. 1: Schülerzahlen Gymnasium Lemgo 1630-1900.
Die durchgezogene Linie zeigt die Anzahl neu aufgenommener Schüler,
die gestrichelte verweist auf die (teilweise geschätzte oder berechnete) Gesamtschülerzahl.
(Quelle: Festschrift zur 400-Jahr-Feier. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium 1583-1983 (1983), 161).*

Nach dem 30jährigen Krieg und dem Niedergang der Hanse erlebte jedoch nicht nur die Alte Hansestadt Lemgo, sondern auch das örtliche Gymnasium einen Niedergang an Ansehen und Wohlstand. Auslöser (fast) aller seit dem 17. Jahrhundert folgenden Streitigkeiten und Probleme war die unsichere finanzielle Situation der Schule. Zumal die einstmals blühende Hansestadt Lemgo verarmt war und vonseiten der Lemgoer Bürger das Unverständnis dafür wuchs, sich solch eine teure höhere Schule zugunsten nicht weniger auswärtiger Schüler zu leisten. Denn während die jüngeren und mittleren Jahrgänge spätestens im 19. Jahr-

³ Vgl. HANS HOPPE, Die alte Lemgoer Schule: Wandlung, Tradition, in: PETER JOHANEK/HERBERT STÖWER (Hg.), 800 Jahre Lemgo. Aspekte der Stadtgeschichte, Lemgo 1990, 263-293, 273f.

⁴ Vgl. LOTHAR WEIB, Die Schüler des Bernhard Copius, in: FRIEDRICH BRATVOGEL (Hg.), Bernhard Copius und das Lemgoer Gymnasium, Göttingen 2011, 71-102, 71f.

⁵ Vgl. FRIEDRICH BRATVOGEL, Das Schulprogramm von Bernhard Copius für das Lemgoer Gymnasium, in: DERS. (Hg.), Bernhard Copius und das Lemgoer Gymnasium, Göttingen 2011, 13-29, 14.

⁶ LOTHAR WEIB, Bernhard Copius (1525-1581), in: FRIEDRICH BRATVOGEL (Hg.), Bernhard Copius und das Lemgoer Gymnasium, Göttingen 2011, 43-70, 61.

hundert zunehmend aus Lemgo und den umliegenden Dörfern und Städten stammten, blieb die Schülerstruktur zumindest bei den älteren Schülerjahrgängen über mehrere Jahrhunderte weiterhin stark von auswärtigen Schülern bestimmt. So erinnerte sich Karl Stukenbrock noch im Jahr 1955 an seine Schulzeit (1893-1905): „In den oberen Klassen stammten etwa 50% aus dem preußischen Auslande, aus Bielefeld, Kassel, Hildesheim, Hannover, Dortmund etc.“⁷ Diese Angaben sind nicht immer zu überprüfen. Zumindest aus den Listen der Abiturienten scheint jedoch erkennbar, dass die Anzahl nicht-lippischer Schüler insgesamt geringer war als bei Stukenbrock angegeben und einer gewissen Schwankungsbreite unterlag. Auch dürften einige der Schüler Eltern aus Lippe gehabt haben oder sogar ursprünglich im Lippischen selbst geboren sein.⁸

Erkennbar ist jedoch spätestens mit dem Weggang des bekannten Schulleiters Johann Friedrich Reinert (seit 1800/08) im Streit mit dem Rat der Stadt im Jahr 1819 ein schrittweiser qualitativer wie auch quantitativer Bedeutungsverlust, denn mit Reinert verließen auch zahlreiche auswärtige Schüler die Schule.⁹ Und anders als der Verwaltungssitz Detmold oder andere aufstrebende Industriestädte Deutschlands besaß Lemgo kaum eine ausreichend große, zum Fortbestand jedoch notwendige, Bürgerschicht, die ihre Kinder zum Gymnasium schicken konnte und wollte. Der ländliche Adel machte sich, von wenigen Ausnahmen wie der Familie von Reden oder dem späteren Rechtsanwalt, Revolutionär und Turner Wilhelm von Sode, eher rar.¹⁰ Andere Schulen, nicht zuletzt das reformierte Detmolder Gymnasium zogen an Lemgo vorbei und warben mit besserer Bezahlung und Ausstattung Lehrer, Schulleiter und in der Folge wohl auch den ein oder anderen Schüler ab, sodass es 1825, 1834, 1846 und 1850 jeweils nicht einen einzigen Abiturienten in Lemgo gab.¹¹

Einzig die Reformen des jungen Schulleiters Steusloff (ab 1869/70), das wachsende Streben nach höherer Bildung auch im ländlichen Lippe während des Kaiserreichs sowie vor allem die schrittweise (auch finanzielle) Übernahme der Schule durch die fürstliche Regierung (1872/1889) verhinderten, dass die Schule die Prima, also die letzten drei Jahrgänge vor dem Abitur verlor und zu einem Progymnasium herabgestuft wurde.¹² Stattdessen wurde aus einem erst fünf-, dann sechststufigen Gymnasium schrittweise ein vollständig ausgebautes Gymnasium mit drei Vorbereitungsklassen und neun separat unterrichteten Gymnasialjahrgängen. Zuvor waren mehrere Geburtsjahrgänge in einer Klassenstufe vereinigt.¹³ Dennoch blieben die Schülerzahlen bei den älteren Jahrgängen ab Obersekunda (Jahrgangsstufe 10) zumeist im niedrigen zweistelligen Bereich – in der Prima wurde eine zweistellige Anzahl bis 1914 zumeist gar nur durch eine Kombination von Ober- und Unterprima erreicht.¹⁴ Und auch zu dieser Schüleranzahl gelangte man den Erinnerungen Karl Stukenbrocks zur Folge nur deshalb, da „in den oberen Klassen [...] in jeder Klasse mindestens

⁷ KARL STUKENBROCK, Unsere Penne vor 50 und 60 Jahren, in: VEREIN EHEMALIGER SCHÜLER DES LEMGOER GYMNASIUMS (Hg.), Mitteilungsblatt (Vierter Rundbrief, 1955), 5-8, 6.

⁸ Vgl. hier die von Ernst Weißbrodt erarbeiteten Abiturientenlisten der 1820er bis 1870er Jahren, veröffentlicht in der Schülerzeitung des Gymnasiums Lemgo 1933 (Nr. 3) bis 1935 sowie die Schülermatrikel im EKG-Schularchiv.

⁹ Reinert hatte die Leitung offiziell 1808, praktisch bereits 1802 übernommen. Nach seinem Tod stifteten ehemalige Schüler ein Denkmal auf dem Wall. Zu Reinert: Vgl. die entsprechenden Kapitel (auch aus Meier) in: LOTHAR WEIß, Bedeutende Schüler und Lehrer des alten Lemgoer Gymnasiums, heute Engelbert-Kaempfer-Gymnasium, Detmold/Lemgo 2004.

¹⁰ Von Sode hatte 1840 sein Abitur in Lemgo gemacht (Vgl. Schülerzeitung des Gymnasiums Lemgo (1933), Nr. 3, 36. Mehr zu von Sode: Vgl. FLORIAN LUEKE, Jurist adeliger Abstammung, Revolutionär und Turner. Wer war Wilhelm von Sode? In: Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte, 14 (2013), 44-49.

¹¹ Vgl. hier die von Ernst Weißbrodt erarbeiteten Abiturientenlisten der 1820er bis 1870er Jahren, veröffentlicht in der Schülerzeitung des Gymnasiums Lemgo 1933 (Nr. 3) bis 1935 sowie der Festschrift zur 375-Jahr-Feier des Engelbert-Kaempfer-Gymnasiums in Lemgo (1958), 23.

¹² Vgl. LUEKE 2016, 149.

¹³ In dieser blieben sie solange, bis sie versetzt wurden. In den 1830er und 40er Jahren umfasste die Quinta etwa die ungefähr sieben- bis neunjährigen, die Quarta die neun- bis elfjährigen, die Tertia die elf-, bis 13jährigen und die Sekunda umfasste die 13 bis 15jährigen Schüler. Hierauf baute die Prima auf, die ungefähr drei Jahre dauerte. Vgl. HANS HOPPE (Bearb.), Lemgo anno dazumal, Lemgo 1976, 36f, nach Erinnerungen Hermann Petris.

¹⁴ So waren es Ostern 1914 z.B. sieben Schüler, die das Abitur bestanden hatten (LUEKE 2016, 154).

ein Viertel der Schüler hängen blieb [...]. Die Zahl derjenigen Schüler, die von der Sexta [damals Jahrgangsstufe 4 von 12, F.L.] ab glatt durch Ziel gingen, war klein. Unter denen, die [...] eine oder zwei Klassen doppelt machten [ist einer], der sogar dreimal kleben geblieben war, [er] brachte es zum doppelten Doktor und Universitätsprofessor.“¹⁵



Abb. 2: Das Titelblatt der ‚Bierzeitung‘ (Abizeitung) der Abiturienten des Jahres 1900 zeigt den akademischen quasi universitären Anspruch der Primaner. (Quelle EKG Schularchiv, Schriftsachen).

¹⁵ STUKENBROCK 1955, 6.

Über vergleichbar geringe Zahlen wie die Prima und Sekunda verfügten sonst nur die drei Abteilungen der gymnasialen Vorschule. Die stärksten Jahrgänge der um 1900 insgesamt um die 170 Schüler zählenden Schule bildeten die mittleren Klassen – also vor allem die Obertertia und die Untersekunda – mit mehr als 20, teilweise bis zu 30 Schülern. Dies lag daran, dass die Schülerschaft im Laufe der Jahrgänge wechselte. Viele Lemgoer und lippische Schüler blieben nur von Sexta bis Untersekunda, wohingegen in den letzten vier bis fünf Jahren ab der Tertia zahlreiche nicht-lippische Schüler die Schule besuchten. Nur wenige, von der Anzahl her aber zunehmend mehr Schüler, blieben die vollen zwölf Jahre auf dem Lemgoer Gymnasium. Die hohe Anzahl an Wiederholern und der ungleiche zeitliche Wechsel auf das Gymnasium führten den Erinnerungen Stukenbrocks zur Folge daneben zu einem erheblichen Altersunterschied von vier oder mehr Jahren innerhalb der Schülerschaft der oberen Klassen.¹⁶ Zwar hat es solche Fälle, dies verraten die alten Schülerlisten,¹⁷ wohl durchaus gegeben, sie bildeten jedoch Extreme.

2 Reformen und Nationalsozialismus: Die Zeit zwischen den Weltkriegen (1919-1939)

2.1 Anzahl und Zusammensetzung der Schülerschaft

Zwar mag die hohe Anzahl an Wiederholern die Schülerzahlen des Lemgoer Gymnasiums stabilisiert und seine Existenz gesichert haben, doch litt zunehmend der Ruf der Schule hierunter. Zu spüren bekam dies der Direktor Hermann Schurig (1911 bis 1927),¹⁸ als nach dem Sturz von Kaiser und Fürst 1918/19 sozialdemokratische Regierungen in Berlin wie in Detmold ins Amt kamen, die den selektiven und elitären Charakter gerade auch des Lemgoer Gymnasiums kritisierten und Veränderungen einforderten. In einem Schreiben an die Landesregierung rechtfertigte Schurig sich im September 1919:

„[...] dass unser Gymnasium mit seiner Vorschule die Söhne aller derjenigen Eltern aufnehmen sollte und meistens musste, die mit der Volksschule sich nicht begnügen mochten. Dass darunter immer schon recht viele für das Gymnasium ungeeignete waren, musste natürlich den Unterrichtserfolg der ursprünglichen Gelehrtenschule schon seit Jahrzehnten ungünstig beeinflussen. Aber das in breiten Schichten vorhandene Bildungsbedürfnis führte trotzdem immer wieder zahlreiche Schüler zu, denen das Gymnasium nicht geben konnte, was sie eigentlich suchten und brauchten, und die darum auch von seinem Bildungsprinzip wenig Nutzen erfuhren. [...] Hier liegt die Wurzel des Uebels. [...] Schlagworte wie ‚zu streng‘ oder ‚Minderwertigkeit der Anstalt‘, Vergleichen mit anderen Anstalten und statistische Aufstellungen besagen dieser Wirklichkeit gegenüber nichts. Aus ihr erklären sich die Versetzungsziffern, nicht etwa daraus, dass die Anforderungen hier zu hoch gestellt oder die Beurteilung der Schülerleistungen eine lieblos harte gewesen sei.“¹⁹

Tatsächlich fehlte in Lemgo lange Zeit eine mittlere (Real-)Schule oder eine (pro)gymnasiale Aufbauschule, sodass die Eltern noch bis in die 1950er Jahre lediglich die Wahl zwischen der einfachen Bürgerschule und dem Gymnasium hatten. Folglich hatten viele Schüler aus dem wohlhabenderen gewerblich-handwerklichen Umfeld wenig Interesse an humanistischer Bildung, verließen die Schule nach fünf oder sechs Jahren spätestens mit der ‚Mittleren Reife‘ (nach der Untersekunda) und ‚missbrauchten‘ somit aus Sicht vieler

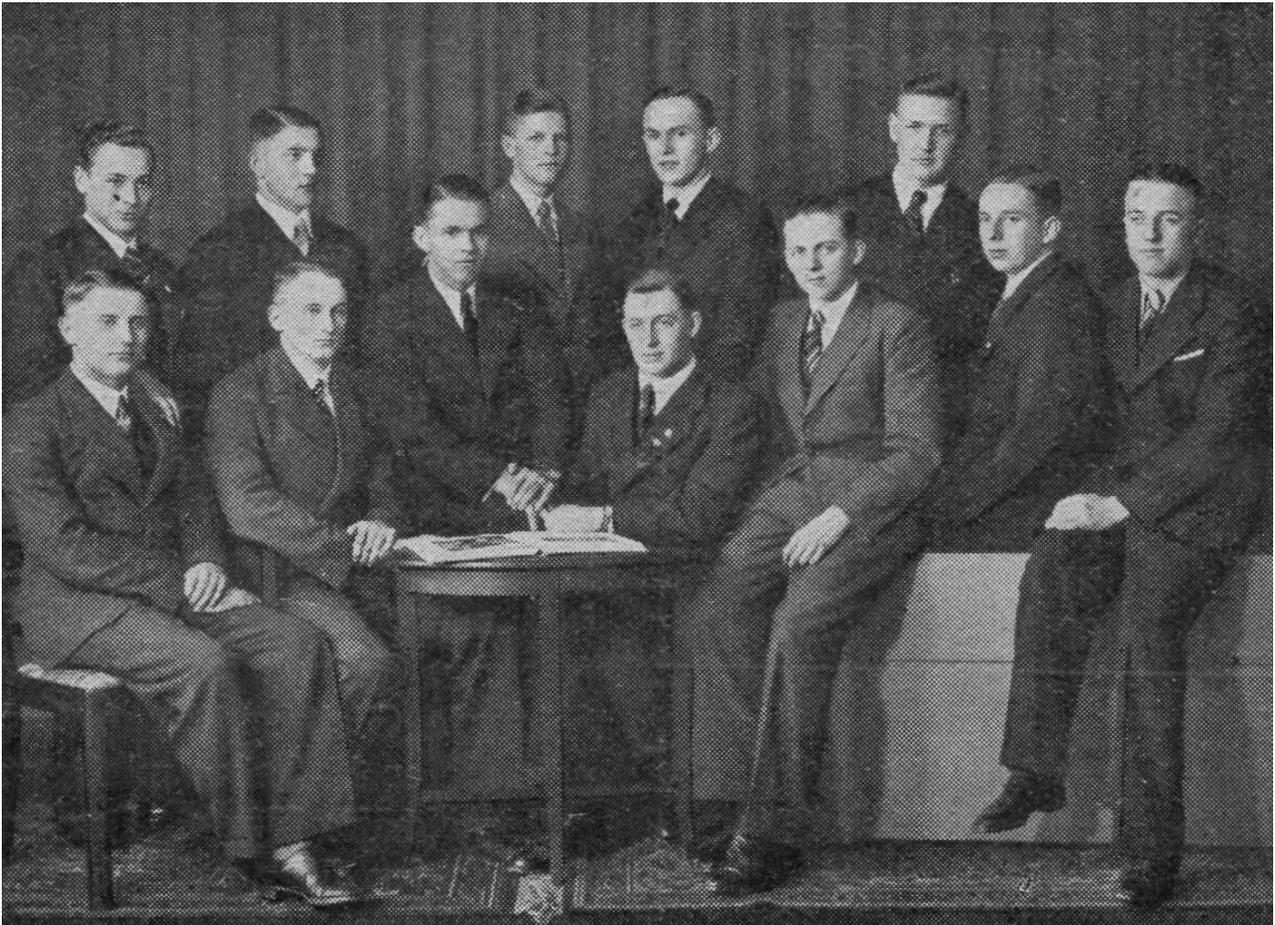
¹⁶ Vgl. ebd., 6.

¹⁷ Vgl. Schularchiv EKG Schülermatrikel.

¹⁸ Zu Schurig: Vgl. LUEKE 2016, 151-154.

¹⁹ LIPPISCHER HEIMATBUND (Hrsg.), Revolution in Lippe 1918/19. Materialien zur Lippischen Landesgeschichte (Band III), Detmold 1990, 151.

Philologen das Gymnasium. Dies führte zunehmend zu Streit zwischen den Lehrern auf der einen und Eltern und Schülern auf der anderen Seite.



*Abb. 3: Die Abiturienten der Oberschule für Jungen Lemgo 1938.
(Quelle: Schülerzeitung der Oberschule für Jungen Lemgo (März 1938), Nr. 10, 1).*

Um noch mehr Schülern den Besuch einer höheren Bildungsanstalt zu ermöglichen und eine bessere Chancengleichheit zu gewährleisten, beschloss die Reichsbildungskonferenz 1920 die drei Vorschulklassen des Gymnasiums aufzulösen und reichsweit eine obligatorische vierjährige Grundschule (bzw. die ersten vier Klassen der Volksschule) für alle Schüler ab dem sechsten Lebensjahr einzuführen.²⁰ Die Schulzeit verlängerte sich bis zum Abitur von zwölf auf dreizehn Jahre. Aus einem zwölfjährigen wurde damit ein neunjähriges Gymnasium. Inwieweit diese und andere Reformen wie etwa die stärkere Berücksichtigung der Realien wie Englisch, Französisch, Mathematik oder Chemie anstelle der alten Sprachen (in Lemgo schrittweise seit 1920/24/27) Wirkung in Bezug auf die Abiturienten- und Schülerzahlen zeigten, muss am Lemgoer Gymnasium differenziert betrachtet werden. Dies liegt zum einen an der veränderten Gymnasialschulzeit sowie der kurzen Dauer der Weimarer Reformphase (1924-1929), die von der Weltwirtschaftskrise und der Machtübernahme der Nationalsozialisten abrupt beendet wurde, aber auch an dem schrittweisen Ausbau des höheren lippischen Schulwesens etwa in Salzuflen. Dies verkleinerte den Einzugsbereich des Gymnasiums, zumal nicht-lippische Schüler immer seltener die Schule besuchten.

Die Abiturientenzahlen schwankten zwischen 14 (1928), sechs (1931) und 21 Schülern (1934), bevor Ende der 1930er Jahren, wegen der von den Nationalsozialisten beschlossenen Umwandlung des neunjährigen Gymnasiums in eine achtjährige Oberschule die Vergleichbarkeit erschwert wurde. Insgesamt stabilisierte

²⁰ Vgl. GASS-BOLM 2005, 55-61.

sich die Anzahl jedoch im Jahrzehnt nach 1928 in einem Bereich zwischen 12 und 17 männlichen Abiturienten.²¹ Auch die Schülerzahlen schwankten zunächst noch, stiegen jedoch entsprechend dem reichsweiten Trend²² im Durchschnitt von ungefähr 170 (um 1900),²³ auf 193 (1910)²⁴ und von dort auf über 300 (1930/31),²⁵ um sich danach auf einer Anzahl zwischen 250 bis 300 Schülern einzupendeln. Diese Entwicklung, aber auch noch fehlende technische Ausstattung wie Lampen oder Heizungen machten einen schrittweisen Ausbau der Schule zunächst 1912 und dann noch mehrmals in Weimarer Zeit notwendig. Hierbei wurde mit dem westlichen Seitentrakt, dem Vorwerk, nun auch das letzte noch fehlende Gebäude des Lippe Hofs Teil der Schule.²⁶

Auffallend ist, dass die Schüler Ende der 1930er Jahre zumeist aus dem Lemgoer Umfeld kamen und nicht selten aus alt eingesessenen Familien stammten, wohingegen auswärtige Schüler aus entfernteren Gegenden, anders als noch um 1900, nun nur noch in Ausnahmefällen das Lemgoer Gymnasium besuchten. Von den 255 Schülern des Schuljahres 1938/39 beteiligten sich im Sommer 1938 215 Schüler an einer sozialgeografischen Umfrage des Assessors Werner Schulz. Demnach waren 82% der befragten Schüler und 64% ihrer Eltern in Lippe geboren. Mehr als die Hälfte der Schüler entstammte Lemgoer Familien, wobei die Eltern und Großeltern selbst nicht selten aus den umliegenden Dörfern nach Lemgo gezogen waren. Die unmittelbar angrenzenden preußischen Gebiete sowie die nächstgrößeren Städte wie Hildesheim, Hannover, Kassel oder Bielefeld, die um 1900 noch zahlreiche (ältere) Kinder auf die Lemgoer Schule geschickt hatten, waren unter den Geburtsorten kaum noch vertreten. Bemerkenswert ist zudem die hohe Anzahl von Kindern, die selbst oder deren Eltern im Ruhrgebiet geboren waren. Eine Erklärung hierfür kann Schulz außer für Einzelfälle, deren Väter als Beamte etwa bei der Reichsbahn beschäftigt und nun versetzt worden waren, nicht liefern. Zudem vermerkte er jedoch Rückwanderer aus Familien, die Lippe in der Industrialisierung verlassen hatten. Er vermutete, dass dies ähnlich der zweiten großen Gruppe auswärtig geborener Schüler aus Sachsen, deren Eltern häufig leitende Funktionen und Fachkraftstellen bei den Dörentruper Sand- und Tonwerken innehatten, dadurch begründet war, dass ob der späten Industrialisierung in zahlreichen lipplischen Branchen Fachkräfte fehlten.²⁷

Eine weitere nicht minder bedeutende Anzahl von Schülern kam aus dem ländlichen Einzugsbereich ohne eigene höhere Schulen. Hierzu gehörten das nord- und nordostlippischen Bergland sowie das Begatal, was in etwa den heutigen Gemeinden Kalletal, Dörentrup, Extertal und Barntrop entspricht. Bezogen auf die Einwohnerzahl waren Schüler aus diesen Gegenden jedoch im Vergleich zu ihren Lemgoer Altersgenossen am Gymnasium unterrepräsentiert. Dies dürfte an der allgemein schlechten Verkehrsinfrastruktur liegen.²⁸ Eine Ausnahme bildete die Bahnlinie Bielefeld - Hameln, die von Kindern aus dem Begatal ebenso rege genutzt wurde wie aus den Dörfern um Lage.

Der aus Alverdissen stammende spätere Pastor in Bega Fritz Wichmann, der von 1925 bis 1934 die Schule besuchte, erinnerte sich ein halbes Jahrhundert später daran, dass er erst nach der fünften Klasse und nicht wie üblich nach vier Volksschuljahren auf das Lemgoer Gymnasium gewechselt war, da erst Ende 1924 Verwandte nach Lemgo gezogen waren, bei denen er wohnen konnte. Die Verkehrsanbindung aus dem Extertal (mit der Postkutsche) war so schlecht und teuer, dass es ihm sonst nicht möglich gewesen war, täg-

²¹ Vgl. Festschrift zur 400-Jahr-Feier. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium 1583-1983 (1983), 162 auf Grundlage: EKG Schularchiv Schülermatrikel.

²² Vgl. GASS-BOLM 2005, 55-61.

²³ STUKENBROCK 1955, 6.

²⁴ Sapere Aude. Mitteilungen. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium (1964), H. 12, 19.

²⁵ Festschrift zur 400-Jahr-Feier. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium 1583-1983 (1983), 161.

²⁶ Vgl. Schülerzeitung der Oberschule für Jungen (1939), 3f.

²⁷ Vgl. ebd., 4f.

²⁸ Vgl. ebd.

lich zur Schule zu fahren. An das einzig wirksame Transportmittel, das Eisenbahnnetz, wurde das Extertal erst 1926/27 angeschlossen. Immerhin kam nach Schätzungen Wiehmans in den unteren Klassen fast jeder zweite Schüler nicht aus Lemgo, sondern aus einem näher und ferner gelegenen Dorf aus nahezu dem gesamten Altkreis Lemgo. Neben dem Schulgeld, das in der Weimarer Zeit in Lemgo 20 Reichsmark umfasste, für leistungsstarke Schüler aus finanzschwächeren Familien jedoch reduziert wurde, und den Fahrtkosten, die für die Nicht-Lemgoer eine zusätzliche monetäre Belastung darstellte, erhöhten Schulbücher und Schulkleidung die Kosten. Auf dem Land kam erschwerend hinzu, dass die höhere Bildung hier nur einen geringen Stellenwert besaß. So schickten in Alverdisen nur der Amtsgerichtsrat, der Pastor und der Volksschullehrer ihre Jungen auf das Gymnasium (und auch diese bemühten sich zur Vermeidung der Fahrt- oder Pensionskosten baldigst um Versetzung in die Städte), wohingegen durchaus wohlhabende Landwirte und Handwerker diese Kosten zumeist zu vermeiden suchten. Alternativen stellten im nordostlippischen Raum nur die Rectorschule in Barntrup oder der Besuch des Volksschullehrerseminars in Detmold dar. Da es in Lippe viele solcher abgeschiedenen Ortschaften gab, entschloss sich die sozialdemokratische Regierung Drake 1925 nach dem Auslaufen des Seminars am selben Standort in Detmold ein sechsjähriges Aufbaugymnasium mit Internat zu gründen (das heutige Grabbe-Gymnasium). Dieses besuchte dann auch Wiehmans jüngerer Bruder.²⁹

Tatsächlich lebten unter der (Schul-)Woche viele Schüler aus ländlichen Gegenden in Pension oder bei Verwandten. Auch war in der Weimarer Republik erstmals eine messbare Anzahl von Arbeiterkindern am Gymnasium vertreten und die Zahl der Kinder, deren Eltern kleine Angestellte, untere Beamte oder Landwirte waren, verdoppelte oder verdreifachte sich. Ungeachtet dessen blieben die Kinder mittlerer und vor allem höherer Beamter sowie Angestellter quantitativ überrepräsentiert. Zudem dominierte in der Lemgoer Elternschaft wie im Stadtbild die sozialstrukturell heterogene und somit schwer einzuordnende Gruppe der „Selbständigen in Handel, Handwerk u. Gewerbe.“³⁰ Bereits diese reell geringfügigen Änderungen in Hinblick auf die Freqüentierung der Schule von Schülern einfacherer sozialer Herkunft hatten in Weimarer Zeit zu Spannungen geführt, fühlten sich viele dieser (oft aus sozialdemokratischen Elternhäusern) stammenden Schüler doch von den nationalkonservativen und monarchistisch gesinnten Lehrkräften und Mitschülern diskriminiert und als ‚Schüler 2. Klasse‘ behandelt. In einem anonymen Brief hieß es 1923:

„Der Sohn des Landrat a.D. Tasche kommt natürlich, trotzdem er der schlechteste ist, ohne weiteres mit, deshalb schimpft auch der Bengel auf die Regierung und Arbeiter [...] ebenfalls der Sohn des Justizrats Marten. [...] Ja wer auch den Prof. Schacht zum Onkel hat.“³¹

Tatsächlich verdient die politische Einstellung der Schülerschaft eine nähere Betrachtung.

2.2 Vaterland. Die politische Ausrichtung der Schülerschaft im Spiegel der Schülerzeitungen 1928-1939

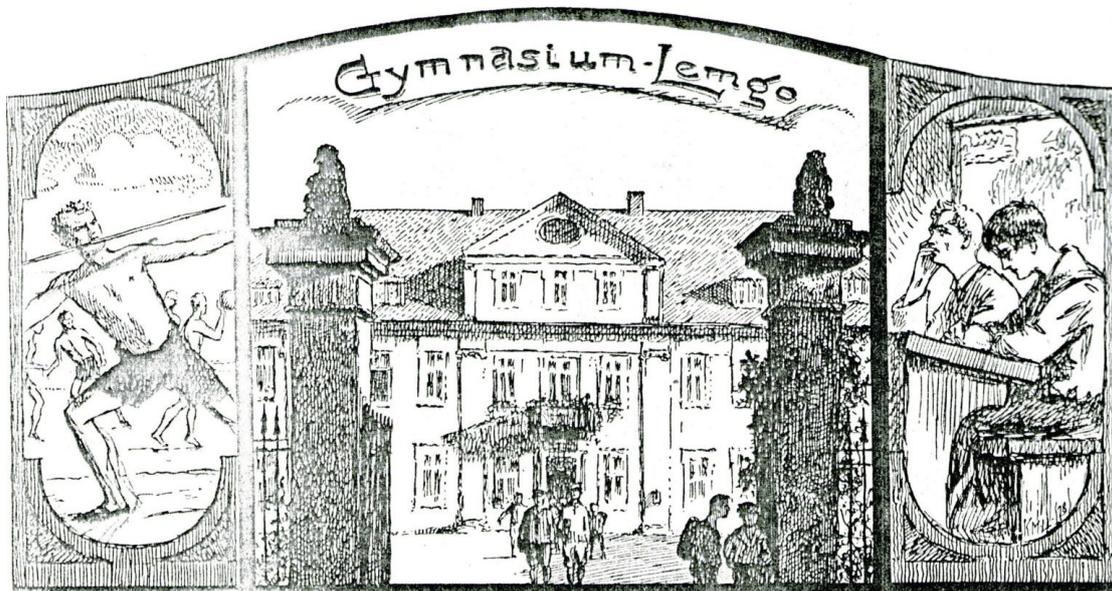
Im Frühjahr 1928 erhielt die Schule auf Initiative des Lemgoer Studienrats Karl Meier erstmals eine eigene Schülerzeitung. Meier, selbst um 1900 Absolvent des Gymnasiums, hatte dabei jedoch vor allem auch eine Zeitung für ‚ehemalige‘ Schüler im Blick. So schrieb er im Leitartikel zur Ausgabe, Adressaten seien die Schüler, die „die es sind [...] und die es einmal waren. Darum sind wir sicher, gerade bei den ehemaligen

²⁹ Vgl. Gemeindebrief der evangelischen Kirchengemeinde Bega (1980) Nr. 10, 1-4.

³⁰ Sapere Aude. Mitteilungen. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium (1964), H. 12, 19. Alle Daten siehe Anlage. Diese letzte Gruppe blieb mengenmäßig gleich, prozentual ging ihr Anteil wegen der höheren Schülerzahlen jedoch zurück.

³¹ Abgedruckt in: LIPPISCHER HEIMATBUND (Hg.) 1990, 153.

Schülern des Lemgoer Gymnasiums Verständnis zu finden für ein Mitteilungsorgan, das alle noch lebenden Schüler-Geschlechter zu einer Gemeinschaft verknüpfen möchte, wie viele höhere Lehranstalten sie bereits in schönster Weise verwirklicht haben.³²



Schülerzeitung des Gymnasiums Lemgo.

Nummer 1.

Lemgo, Juni 1928.

1. Jahrgang.

Inhalt: Zum Geleit. — Unsere Schule im Jahre 1928. — Die Abiturienten von Ostern 1928. — Nach 50 Jahren. — Elternhaus und Schule. — Schülervereinigungen an unserem Gymnasium.

Abb. 4: Titelbild der ersten Schülerzeitung, 1928.

Tatsächlich waren es zunächst Lehrer um den nationalkonservativen Stadtverordneten Schulz und ehemalige Schüler, die diese Schulzeitung prägten, bevor Anfang 1931 die Redaktion auch wirklich in Schülerhände gelangte. Die wenigen Artikel, die dennoch von Schülern selbst verfasst wurden, zeichnen gleichfalls ein – ob der sozialen Herkunft der Schüler wenig überraschend – überwiegend bürgerlich-nationalkonservatives Bild der Schülerschaft. Neben Berichten über den kleinen Gymnasialturnverein, den Schülerkegelnklub sowie musische und zahlreiche freie Arbeitsgemeinschaften dominieren Artikel über Vereinigungen, die dem deutsch-nationalen Spektrum angehörten. So schrieb etwa der Primaner Fritz Krüger über eine Veranstaltung des Vereins für das Deutschtum im Ausland (VDA) im Jahr 1928:

„Ein großer Teil der Schüler hat sich ihm angeschlossen [...] Besonders in den seit 1918 abgetretenen deutschen Gebieten versucht man vielfach mit brutaler Gewalt, unseren Stammesbrüdern, ihre Muttersprache, heimatlichen Sitten und Gebräuche zu nehmen. Dagegen wehren sich mit gutem Recht die Deutschen im Ausland. [...] Durch Tagungen im In- und Auslande sucht der VDA ihr Nationalbewußtsein zu heben.“³³

Im Juni 1929 finden sich darüber hinaus Artikel über Pfingstlager des VDA, der Bündischen Jugend sowie der ‚Großdeutschen‘, wie im Folgenden auch zahlreiche Hindenburg verehrende Schülerbeiträge gedruckt werden. Und im September 1930 berichtet der Schüler Otto Hitzemann über ein Jugendlager der Deutschen

³² Schülerzeitung des Gymnasiums Lemgo (Juni 1928), 1.

³³ Ebd., 4.

Freischar – Wiking-Jugend auf Sylt samt Fahneneid, Kriegsspielen und Erzählungen von Kriegsversehrten.³⁴ In dieses Bild passen dann auch die Wahl des ehemaligen Vorstehers der Konservativen im Lemgoer Stadtrat, Carl Wagener, zum Ersten Vorsitzenden der Vereinigung ehemaliger Schüler, als diese schließlich Anfang Februar 1933 gegründet wurde,³⁵ sowie Berichte vom Detmolder Leopoldinum, das gleichfalls eine große Zahl von Schülern hatte, die aktiv in deutsch-nationalen, vom Landespräsidium als politisch „destruktiv“³⁶ eingeschätzten, Jugendbünden engagiert waren.

Daneben finden sich jedoch auch Berichte über offenbar vom sozialdemokratischen Schulleiter Dr. Ulrich Walter (1927-33/1945-48) initiierte Schüleraustausche einzelner Schüler mit den ehemaligen Kriegsgegnern wie Frankreich oder Großbritannien. Darauf, dass zwar die Mehrheit der Schüler eher deutsch-national gesinnten Elternhäusern entstammte, es zugleich jedoch auch eine Minderheit ‚oppositioneller‘ Eltern und Schüler gab, deuten zahlreiche anonyme Briefe aus den 1920er Jahren wie das bereits in Ausschnitten zitierte Schreiben aus dem April 1923, in dem es weiter heißt (orthografische Fehler im Original):

„Die letzte Abiturprüfung am Gymnasium Lemgo hat wieder gezeigt, wer in Gunst steht. Diesmal war die ganze Klasse bei den Paukern gut angeschrieben, auch kein Wunder, wo doch fast alle einer rechtsstehenden Partei angehören. Z.B. Deutsche Volkspartei, Jungdeutscher Orden, deutsch-nationale Volkspartei. Auch wer in anderen Klassen einer obengenannten Partei angehört kommt ohne weiteres mit. [...] Wobei Schulz uns das folgende Thema stellte ‚Was bedeuten mir heute die Dichter der Freiheitskriege? [...] Schüler, die nicht ganz rechts geschrieben haben bekamen natürlich eine schlechte Note, was ja auch bei dem politischen Bekenntnis des Herren voraussehen war.“³⁷

3 Die Schülerschaft nach dem Krieg

3.1 Schülerzahlen und soziale Zusammensetzung

Die Umstände unmittelbar nach Ende des Krieges 1945 hätten widriger kaum sein können. Es gab kaum erlaubte Schulbücher, wenig Lehrer, kein Heizmaterial, dafür aber viele Schüler, denn zahlreiche Vertriebene, Flüchtlinge und Evakuierte lebten in Lemgo. Auch mussten mehrere Jahrgänge von Schülern, die 1942/43-45 von der Schulbank zur Wehrmacht eingezogen worden waren, ihr Abitur nachmachen. Zudem waren nun wieder neun Gymnasialjahre zum Abitur notwendig. So wuchs die Schülerzahl von knapp 300 bzw. 255 (1937/39) auf mehr als 400 im Jahr 1946³⁸ – noch 1914 hatten gerade einmal 180 bis 190 Schüler die Schule besucht.³⁹

Auch nachdem sich die Zustände zu stabilisieren begannen, stiegen die Schülerzahlen weiter, erlebte die deutsche Schullandschaft unter dem Einfluss der Alliierten doch eine kurze, aber intensive Reformära. Dies gilt auch für die nun offiziell als Engelbert-Kaempfer-Gymnasium (EKG) bezeichnete höhere Jungenschule Lemgos. Ostern 1955 hatte die Schule 661 Schüler, im April 1956 erreichten die Zahlen mit 665 Schülern ihren Höhepunkt. Entsprechend erhöhten sich auch die Abiturientenzahlen von allenfalls 20 in der Vor-

³⁴ Vgl. Schülerzeitung des Gymnasiums Lemgo (September 1930), 3f.

³⁵ Vgl. Stadtarchiv Lemgo, S737.

³⁶ Abgedruckt in: LIPPISCHER HEIMATBUND (Hg.), 156.

³⁷ Abgedruckt in: Ebd. 153.

³⁸ Vgl. Festschrift zur 350-Jahr-Feier des Engelbert-Kaempfer-Gymnasiums in Lemgo (1958), 33. Die Divergenz von mehr als 40 Schülern ist u.a. durch die Kürzung des 13. Schuljahres im Jahr 1937 zu erklären.

³⁹ Sapere Aude. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium. Mitteilungen (1956), Nr. 1, 4.

kriegszeit auf nun 35 (1956) und schließlich 47 (1957) Absolventen. Noch immer waren Lemgoer Schüler (ca. 400) bezogen auf die Einwohnerzahlen gegenüber den ländlichen Gemeinden im Einzugsbereich überdurchschnittlich häufig vertreten, doch auch deren Gesamtzahlen stiegen bis 1956 auf 284 an. 50 Katholiken, zwei Schüler anderer Bekenntnisse und vier Schüler ohne Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft besuchten nun die Schule. Die Zahl der Quereinsteiger von anderen Schulformen entsprach in etwa der der Sitzenbleiber und pendelte 1955/56 zwischen 29 und 36.⁴⁰ Acht Jahre später, zu Ostern 1964 hatte das EKG jedoch nur mehr 527 Schüler, also knapp ein Viertel (140) Schüler weniger – und dies, obgleich stärkere Geburtsjahrgänge auf die weiterführenden Schulen drängten und das Schulgeld bis Ende der 1950er Jahre auch an Gymnasien vollständig abgeschafft wurde. Was war geschehen?



Abb. 5: Karikatur Abitur wiederholen.
(Quelle: Schülerzeitung, 1962, S. 15).

Die Gründe hierfür finden sich zuvorderst in einem bis heute kontrovers diskutierten Schulleiterwechsel, dem jahrelange Querelen zwischen dem Oberstudiendirektor Ernst Werner (1949-1957/58) sowie Eltern, Lehrern und Mitgliedern aus lokaler Politik und Schulverwaltung vorausgegangen waren. Dem mit der Zielsetzung angetretenen Werner, „aus Söhnen alter Nazis (vernünftige) Menschen zu machen“,⁴¹ gelang es dabei zwar durch liberale Unterrichtsmethoden einen Großteil vor allem der älteren Schülerschaft auf seine Seite zu ziehen, er wurde jedoch schließlich 1957 beurlaubt und 1958 nach Bochum versetzt. Sein Nachfolger Wilhelm Kemper (1959-1969), im Nationalsozialismus zuletzt Leiter einer NAPOLA,⁴² wie auch Werners langjähriger Stellvertreter Klein sahen durch die steigenden Schülerzahlen jedoch den Bildungsgang des Gymnasiums bedroht, sodass in der Folge die

Abschulungen auf andere Schulformen wie auch die Wiederholungen und vorzeitigen Schulabbrüche deutlich anstiegen, während die Überwechslerzahlen sanken.

Mit diesem Kurs lag das EKG deutschlandweit zunächst im Trend. Anfang der 1960er Jahre veränderten sich jedoch die Grundsätze der deutschen Bildungspolitik nahezu ins Gegenteil. In der Folge der Werke Georg Pichts (Die Bildungskatastrophe) oder Ralf Dahrendorfs (Bildung als Bürgerrecht) stand nun die Aktivierung von Begabungsreserven und nicht mehr die Angst vor einer Überfüllung der Gymnasien und Universitäten im Fokus der bundesdeutschen Bildungspolitik.⁴³ Als im Herbst des Jahres 1964 der Geografielehrer Dr. Gorki eine erneute Studie über die soziale Zusammensetzung der Schülerschaft in den Schulmitteilungen publizierte, hatte sich die Intention des Artikels, „daß das Problem der Begabungsreserven sich im Bereich Lemgo nicht mit jenem hohen Grad der Dringlichkeit stellt wie in anderen Räumen“,⁴⁴ als solche bereits überholt. Die 2,12% Überwechslerquote (beider Geschlechter) auf das EKG mögen über dem Landesdurchschnitt (NRW) von 1,75% gelegen haben, doch berücksichtigt diese Aussage nicht, dass Nordrhein-Westfalen über zahlreiche katholische wie auch stark industrialisierte Gebiete mit hohem Arbeiteranteil verfügte, die traditionell einen großen Rückstand an höherer Bildung aufwiesen. Auch ignorierten

⁴⁰ Vgl. ebd. sowie Mitteilungen (1957), Nr. 3, 8f.

⁴¹ Zit. nach: HEINZ SCHULTZ, Vorwärts in die Vergangenheit. Die fünfziger Jahre in Lemgo und anderswo, in: VOLKHARD BRANDES/REINER STEINWEG (Hg.), Erziehung zum kritischen Denken, Texte und Wirkungen des Lehrers Heinz Schultz, Frankfurt a.M. 1993, 113-121, 119.

⁴² Eine nähere Darstellung dieses Konfliktes sowie der Biografien der Schulleiter erscheint Ende 2017 in den Lippischen Mitteilungen.

⁴³ GASS-BOLM 2005, 226-236.

⁴⁴ Sapere Aude. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium. Mitteilungen (1964), 24.

die beigefügten Statistiken die zwischenzeitlich stark angestiegenen Zahlen der 50er Jahre vollständig und suggerieren eine gradlinige Entwicklung zwischen 1928 und 1964. Die bei Schmidt überlieferte Aussage, wonach es am EKG in den 1950er und 60er Jahren „kaum ein Arbeiterkind“⁴⁵ gegeben habe, stimmte in dieser Rigidität jedoch bereits nicht mehr. Hinzu kommt, dass es gerade in den 1950er Jahre auch zahlreiche Halbwaisen gab – zumeist Jungen, deren Väter im Krieg gefallen waren – und deren wirtschaftliche Situation ungeachtet ihrer ursprünglichen sozialen Abstammung auch nicht immer einfach war.

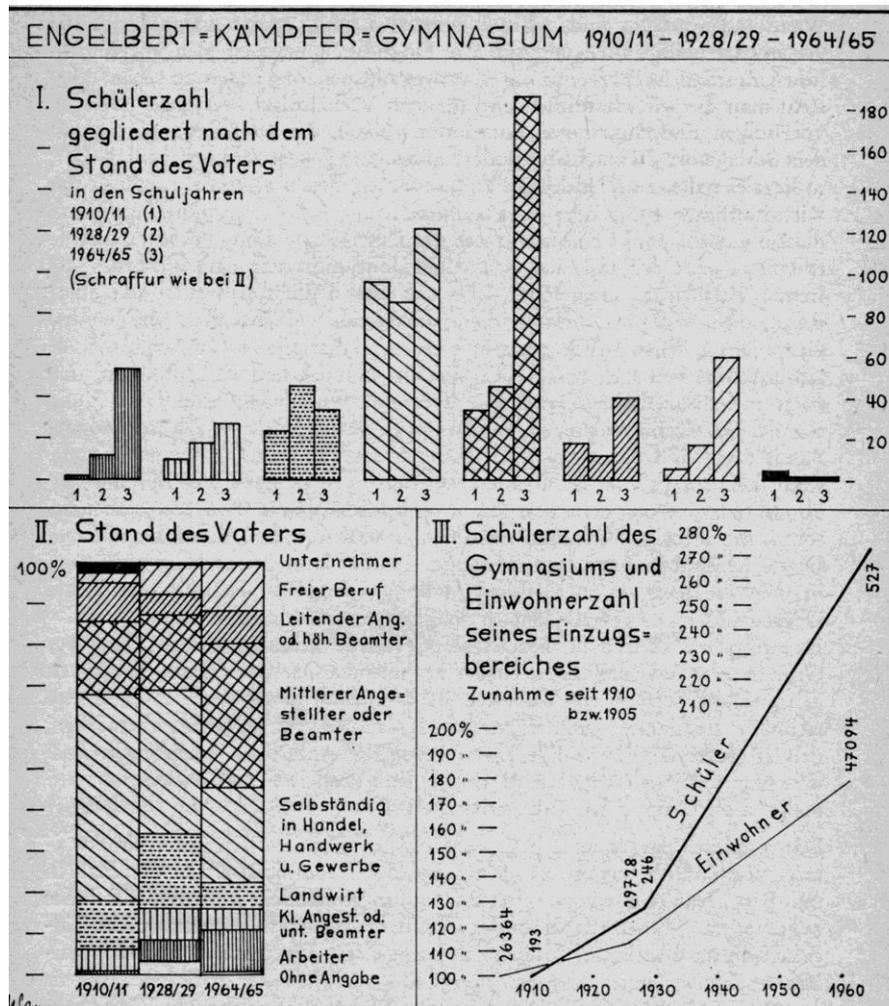


Abb. 6: Statistiken zu den Schülerzahlen 1910, 1928 und 1964.
 (Quelle: Sapere Aude. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium. Mitteilungen (1964), 24).

Aufhalten konnte die Schulleitung die Entwicklung freilich nicht. Schon 1965 hatte man nach einer annähernden Verdopplung der Anmeldezahlen binnen eines Jahres wieder 600 Schüler. Bis zum Sommer 1969 stieg die Anzahl auf mehr als 800.⁴⁶ Damit war die Gesamtschülerzahl am EKG in weniger als fünf Jahren um mehr als 50% im Verhältnis zur Ausgangslage 1964 gestiegen. Nachdem 1970 auch Mädchen am EKG angemeldet werden durften, die in der Folge ab Mitte der 70er Jahre knapp 40% der Neuanmeldungen stellten und auch die Oberstufe durch die Einführung des Kurssystems reformiert wurde, stieg die Gesamtzahl bis Ende 1980 auf fast 1.000 Schüler (998) an.⁴⁷

⁴⁵ Zitiert nach: HANS-GERD SCHMIDT, Die 68er-Bewegung in der Provinz. Vom Rock ,n' Roll und Beat bis zur Gründung der Grünen in Lippe, Bielefeld 2013, 200.

⁴⁶ Protokoll zur Jahreshauptversammlung der Vereinigung ehemaliger Schüler am Engelbert-Kaempfer-Gymnasium vom 18. November 1969 (Bericht Deubel) und 19. November 1985 (Bericht Dr. Ulrich).

⁴⁷ Protokoll zur Jahreshauptversammlung der Vereinigung ehemaliger Schüler am Engelbert-Kaempfer-Gymnasium vom 19. November 1985 (Bericht Dr. Ulrich).

Woher kamen die Schüler? Auch hierauf gab die Studie Gorkis aus dem Jahr 1964 bereits erste Antworten, denn außer den fehlenden Mädchen gab es noch weitere unterrepräsentierte gesellschaftliche Gruppen. Zwar lag die Quote der Schüler aus dem Arbeitermilieu am EKG 1964 mit gut 10% doppelt so hoch wie im Landesdurchschnitt und weit mehr als doppelt so hoch wie 1928. Im Bereich zur Gesamtbevölkerung, wo knapp 56,4% zu dieser Gruppe gehörten, gab es jedoch noch immer gewaltige Unterschiede. Zudem waren die Schüler aus den umliegenden Dörfern und Gemeinden 1964 noch immer unterrepräsentiert. Überdurchschnittlich stark vertreten waren hingegen die Kinder von Selbstständigen, Angestellten und höheren und mittleren Beamten.⁴⁸

Diese soziale Demokratisierung der Schule setzte sich in den Folgejahren weiter fort. Seit Anfang der 1980er Jahren begannen die Schülerzahlen am EKG jedoch zu sinken. Grund hierfür war nach Ansicht des Schulleiters Dr. Ulrich zuvorderst die zunehmende Akzeptanz des Marianne-Weber-Gymnasiums, der ehemaligen höheren Töchterschule am Ort, bei den Eltern von Jungen. Diese war noch in den 1970er Jahren trotz formaler Öffnung weiterhin schwerpunktmäßig von Mädchen besucht worden. Aber auch eine fehlende Öffentlichkeitsarbeit der Schule sowie aus Sicht vieler Eltern die zu hohen Anforderungen und konservativen Lehrmethoden der Lehrerschaft spielten eine Rolle.⁴⁹ Seit Anfang/Mitte der 80er Jahre wirkten sich auch der zunehmende Rückgang der Geburtenzahlen infolge des Pillenkicks Mitte der 60er Jahre und schließlich 2013 der (nach 1937/38 erneute) Entfall der 13. Jahrgangsstufe durch ‚G8‘ negativ auf die Gesamtschüleranzahl aus. Heute pendelt sie zwischen 650 und 700 Schülern.

3.2 Politik, Vietnam und vieles mehr – die Schülerzeitungen der 1960er und 80er Jahre

Die Reformen der 1960er Jahre blieben nicht auf die Rekrutierungszahlen an höheren Schulen und Universitäten beschränkt, sondern wirkten sich auch gesamtgesellschaftlich aus. Die Jugend – vor allem die bürgerliche Jugend an Gymnasien und Universitäten rebellierte, und politisch begann eine Phase der Fundamentalpolitisierung breiter Bevölkerungsteile. Welche Auswirkungen hatten diese Veränderungen jedoch auf die politische Einstellung der Schülerschaft in einer Kleinstadt wie Lemgo, und wie artikulierten sich diese in der Schülerzeitung?

Hier stoßen wir mit hermeneutischen Methoden recht bald an unsere Grenzen, denn zwar besaß die Schule seit 1960 wieder eine eigene Schülerzeitung namens ‚Mosaik‘ – diese stand jedoch rechtlich nach wie vor unter der Aufsicht von ‚Beratungslehrern‘ wie auch der Schulleitung, die zu dieser Zeit nicht dafür bekannt war, den Schülern in besonderem Maße Freiräume zu gewähren. Gleich in der zweiten Ausgabe 1961, die mehrere Jahre später von der Lehrerschaft noch immer als die „verunglückte zweite Ausgabe“⁵⁰ bezeichnet wurde, konnte sogleich „ein politischer Diskussionsbeitrag nicht veröffentlicht werden.“⁵¹ Sein Titel: „Lohn der Angst.“⁵² Stattdessen behalf man sich mit Witzen und Karikaturen, die das Abitur, den ‚General‘-Direktor Kemper, allerdings auch die in der Ära Kemper stark steigende Anzahl nicht bestandener Abiturprüfungen zum Thema hatten.

Seit 1964 erschien die Zeitung als gemeinsames Organ mit der höheren Töchterschule – der Marianne-Weber-Schule. Auch hier sorgte in der zweiten gemeinsamen Ausgabe ein aus heutiger Sicht marginaler Anlass zu einem damals allerdings höchst aktuellen Thema – der Forderung nach einer regelmäßigen Ver-

⁴⁸ Vgl. Sapere Aude. Engelbert-Kaempfer-Gymnasium. Mitteilungen (1964), 18-24.

⁴⁹ Vgl. Protokoll zur Jahreshauptversammlung der Vereinigung ehemaliger Schüler am Engelbert-Kaempfer-Gymnasium vom 19. November 1985 (Bericht Dr. Ulrich).

⁵⁰ Mosaik. Schülerzeitung der beiden Lemgoer Gymnasien, Nr. 10 (1965), 3.

⁵¹ Mosaik. Schulzeitung des Engelbert-Kaempfer-Gymnasium, Nr. 2 (1961), 15.

⁵² Ebd.

füguungsstunde für die Schülermitverwaltung (SMV) an der Marianne-Weber-Schule⁵³ – für eine Kontroverse. Insgesamt fällt auf, dass es bis Mitte der 1960er Jahre vonseiten der Schüler wie der Schülerinnen durchaus noch zahlreiche explizit konservative Artikel über studentische Korporationen, die Bundeswehr oder eine angeblich zu geringe Kontrolle der Schülerzeitung durch die Schulleitung gab. Ja sogar eine ausführliche Kritik an der politischen Rolle von Günter Grass, der im Wahlkampf 1965 Partei für Willy Brandt und die SPD ergriffen hatte, findet sich in einer Ausgabe.⁵⁴ Zwar waren von Anfang an immer wieder auch Diskussionsbeiträge, etwa um den Sinn und Zweck von Spenden für ‚Brot für die Welt‘ publiziert worden.⁵⁵ Oppositionelle, linke oder liberale Beiträge erschienen jedoch nicht.

Anlässe hätte es wahrlich genug gegeben. So fand etwa am ersten Schultag des Schuljahres 1962/63 ab der dritten Stunde ein Schulgottesdienst statt. Die Anwesenheit war den Ausführungen des Mosaiks zur Folge den Schülern nominell freigestellt war – praktisch wurde eine Teilnahme jedoch erwartet. Tatsächlich machten sich alle Schüler zunächst auf den Weg in die Kirche. Dort angekommen, stellte der Schulleiter Kemper jedoch fest, dass nur eine geringe Anzahl der Schüler den Weg in die Kirche gefunden hatte, und machte sich gemeinsam mit dem konservativen Studienrat und CDU-Stadtverordneten Hitzemann auf die Suche nach seinen verloren gegangenen ‚Schäfchen‘. Er fand sie in einer nahegelegenen Gaststätte. Die Versuche der Mosaik-Redaktion, hieraus eine mehrperspektivische Diskussion zum Thema Schule und Kirche zu entwickeln, schlug jedoch fehl. Der einzige eingesandte Beitrag war der Redaktion zu kirchenkritisch und in Inhalt und Sprache wohl nicht genehmigungsfähig, während die breite Mehrheit der Schüler schwieg – sei es, weil sie das Thema nicht interessierte oder sie anderweitige Sanktionen befürchtete, sodass die Redaktion die hierzu vorgesehenen Seiten leer beließ.⁵⁶

Auf der anderen Seite wiederum findet sich ein bemerkenswert unkritischer, jedoch nicht zensierter Beitrag über den mit Billigung des Landes und der Schulleitung gehaltenen Vortrag eines Redners aus Südafrika, der die Politik der Apartheid verteidigte und so dazu beitrug, dass „Fragen und Missverständnisse, zumeist durch falsche Pressemitteilungen entstanden, geklärt werden konnten.“ Weiter heißt es:

„Heute, da in Südafrika bereits Schulen für etwa 80% aller Bantukinder im Alter von 7 bis 14 Jahren vorhanden sind, betragen alle Ausgaben des südafrikanischen Steuerzahlers (die ausschließlich von weißen Steuerzahlern getragen werden) für diesen Zweck schon 110 Millionen DM [...]. Diese organisatorische Leistung [...] ist ein Beweis für den Ernst, aber auch für die großen Erfolge, die in Südafrika auf dem Gebiet der Entwicklungshilfe erzielt wurden [...]. Zwar sind in Südafrika auch menschliche und religiöse Gründe für diesen immerhin sehr beachtlichen Beitrag der weißen Bevölkerung zur Entwicklung ihrer unterentwickelten Menschen und Gebiete zu finden. Ausschlaggebend für diese sehr hohe staatliche Hilfeleistung [...] ist jedoch das Bestreben, die südafrikanische Bantubevölkerung weitgehend gegen kommunistische Propaganda zu immunisieren. [...] Die heutige Regierung ist der Auffassung, daß diese Zusammenarbeit in einem gemeinsamen Staat nicht in dem gleichen Maße möglich ist, da zwischen den Weißen und den Bantus zu große rassistisch bedingte Unterschiede bestehen. Wir sollten uns auf Grund dieses Vortrags und dieser Überlegungen noch einmal mit der

⁵³ Vgl. Mosaik. Schülerzeitung der beiden Lemgoer Gymnasien, Nr. 10 (1965), 21.

⁵⁴ Vgl. Mosaik. Schülerzeitung der beiden Lemgoer Gymnasien, Nr. 12 (1965), 18f.

⁵⁵ „Wenn ich die gleichgültige Mentalität vieler Unterentwickelter betrachte [...] kommen einem Zweifel, ob solche Menschen überhaupt unter anderen Umständen leben wollen [...]. In dieser Hinsicht ist uns der Kommunismus um vieles voraus, der Agitatoren entsendet, die den Mißstand an der Wurzel zu packen suchen. Ich zitiere Brecht [...]. Der Kommunismus bietet Ideen und Aufgaben, für die ein Kampf zu lohnend scheint. [...] Was aber bieten wir ihnen?“ S. Mosaik. Schulzeitung des Engelbert-Kaempfer-Gymnasiums, Nr. 4 (1962), 20.

⁵⁶ Vgl. ebd., 4-7.

Rassenpolitik der Südafrikanischen Regierung beschäftigen und uns fragen, ob wir in der Bundesrepublik hinsichtlich dieser Dinge durch unsere Zeitungen nicht nur einseitig, sondern manchmal offensichtlich falsch informiert werden.“⁵⁷

Heute hat sich längst das ‚Überrumpelungsverbot‘ für minderjährige Schüler als Grundsatz der politischen Bildung durchgesetzt, das in den 1960er Jahren noch nicht allseits akzeptiert war. Der schmale Grad zwischen Verhinderung einer Beleidigung und Einschränkung der Meinungsfreiheit ist freilich bis heute virulent, doch wurde er in den 1960er Jahren noch deutlich einseitig gehandhabt. Insgesamt kann man jedoch festhalten, dass ab Mitte der 1960er Jahre die Beiträge politischer wurden. So findet sich Ende 1965 ein Artikel unter dem Titel „Und Sonntags ins KZ...“,⁵⁸ der erstmals das Thema Nationalsozialismus aufgriff und am Beispiel der Schilderung eines Ausflugs ins Konzentrationslager Bergen-Belsen das gleichgültige Verhalten vieler Bundesbürger den Opfern des Nationalsozialismus gegenüber kritisierte.

Die im Januar 1967 erschienene Ausgabe Nr. 14 unterscheidet sich dann in zahlreichen Aspekten inhaltlich und sprachlich wie auch hinsichtlich der Aufmachung bereits stark von ihren Vorgängern. Neben Beiträgen, wie sie recht häufig im ‚Mosaik‘ erschienen, wie die Klagen der Redaktion über zu wenig Engagement der Schüler, einen Beitrag über eine Fahrt ins ‚Zonenrandgebiet‘ (die ‚Zone‘ selbst konnte noch nicht bereist werden) sowie einen Artikel über das Konzept der inneren Führung der ‚neuen‘ deutschen Armee, der Bundeswehr, findet sich Erstaunliches.

Gleich im ersten großen Artikel, dem Leitartikel zur Oberstufe, provoziert eine Schülerin mit der Bezeichnung der bundesdeutschen Demokratie als „Scheindemokratie“,⁵⁹ äußert ferner, dass „das Volk der ‚Dichter und Denker‘ [...], politisch gesehen, ein Volk der Träumer und Schläfer“⁶⁰ sei und nach dem Motto lebe: „Es ging uns bisher gut, warum sollte es uns nicht weiter gut gehen?“⁶¹ Dies ist nicht nur als Aufruf zu mehr politischem Engagement der Mitschüler zu werten, sondern deutet auch ein neues Selbstverständnis vieler Schüler hin. Diese verstanden sich nun nicht mehr nur als gleichgeschaltete da unwissende Befehlsempfänger, sondern als gleichberechtigter Teil des „politisch mündigen Volkes.“⁶²

Steht dieser Artikel in vielerlei Hinsicht sowohl für den deutlich höheren Stellenwert, den die politische Bildung in der neuen Generation genoss, als auch für den Paradigmenwechsel weg von einer Erziehung für den Staat und hin zu einer Entwicklung politischer Mündigkeit, der ab den 1970er Jahren auch in Schule und Wissenschaft vollzogen wurde, so verweist der zweite Artikel auf einen verstärkten Wandel in der Schülerschaft. Nicht mehr Willy Brandt und Günter Grass, sondern der (ehemalige) Bundeskanzler Ludwig Erhard und sein Selbstverständnis werden in einer Glosse durchaus deftig aufs Korn genommen:

„Allzeit bereit, Probleme da zu sehen, wo nicht unbedingt welche sind, ließ unser Volkskanzler seine Argusaugen umherschweifen. Und wahrhaftig, in den Winkeln seines wohlformierten Staatsgebäudes erspähte er etwas, das sein Blut in Wallung brachte. Bleiche langhaarige, gammeln Schmutzfinken lümmelten sich, die Zeit totschiagend, in der Gosse seines Wirtschaftswunderstaates herum! Eine Schande! Er rieb sich die Augen [...] allein es war kein Traum. [...] Der Verfall von Sitte, Ordnung und (Arbeits-)

⁵⁷ Beide Zitate: Mosaik. Schülerzeitung des Engelbert-Kaempfer-Gymnasiums Lemgo, Nr. 6 (1963), 11-14.

⁵⁸ Mosaik. Schülerzeitung der beiden Lemgoer Gymnasien, Nr. 12 (1965), 36.

⁵⁹ Das Mosaik, Nr. 14 (1967), 4.

⁶⁰ Ebd. 6.

⁶¹ Ebd. 4.

⁶² Ebd. 5.

Moral des Staates [...] schien auf dem Spiel zu stehen. Hatte man denn [...] gar keine Achtung mehr vor seinem Werk?⁶³

In derselben Ausgabe erschien zudem ein Interview mit einem liberalen Lemgoer Pastor über Martin Luther King und die amerikanische Rassenpolitik sowie die bundesdeutschen Notstandsgesetze. Ein durchaus fundierter – aus heutiger geschichtswissenschaftlicher Sicht in Hinsicht auf seine Amerikakritik zwar zutreffender, jedoch die Person Ho Chi Minhs wohl aus zeitkulturellen Gründen überhörender und allzu unkritisch glorifizierender – Artikel über die (Hinter)Gründe des Vietnamkrieges rundete die Ausgabe ab. Beide Artikel behandelten die besonderen Themen der 1960er Jahre, wie auch allgemein der Stellenwert der Politik in dieser Ausgabe einen Bruch markiert.

In der letzten Ausgabe des MOSAIKS veröffentlichten wir einen Test für Lehrer. Was liegt da näher, als das diesmal die Schüler Gegenstand der Untersuchung sind? – Wohl bekomms!

TEST

	Punkte
1. Der Lehrer/die Lehrerin bemerkt, daß Du während des Unterrichts liest ("Bravo" etwa) und fragst: "Was liest Du da?"	
a) Du nennst die Zeitschrift und bittest den Lehrer, dich ins Klassenbuch einzutragen	0
b) Du stehst auf, wirst rot und stammelst: "Ni-ichts!"	2
c) Du sprindest auf und rufst: "Bravo, das hat Caesar am Rubikon aber gut gemacht!"	5
d) Du meldest den Lehrer der Bravoredaktion als "Störenfried" und Gegner der Pressefreiheit	7
2. Du wirst während einer Klassenarbeit beim Mogeln erwischt. Was unternimmst Du?	
a) Du gibst es zu und bittest um eine gehörige Bestrafung	0
b) Du leugnest hartnäckig in der Hoffnung, daß der Lehrer wegen der Gefahr allgemeiner Unruhe nicht weiter fragt	2
c) Du erhebst Dich mit beleidigtem Gesichtsausdruck und sagst: "Warum gerade ich? Die andern mogeln doch auch!"	5
d) Du stehst auf und fragst: "Sind Sie denn eigentlich nie Schüler gewesen?"	7
3. Deine Leistungen sind erheblich gesunken, und der Elternsprechtag steht vor der Tür. Was machst Du?	
a) Du gießt Deinen Eltern reinen Wein ein und versprichst, besser zu arbeiten	0
b) Du erleidest einen gut gespielten Nervenzusammenbruch	2
c) Du erfindest eine rührselige Geschichte von dem Lehrer, der Dich seit Wochen "auf dem Kieker" hat	5
d) Du schließt Dich einer Untergrundorganisation an und verübst Anschläge auf das Schulgebäude	7
4. Ein Lehrer/Lehrerin trifft Dich in einem Film, der für Jugendliche verboten ist.	
a) Du bittest um schriftliche Benachrichtigung Deiner ahnungslosen Eltern, die Dich beim Schularbeitenmachen bei einem Klassenkameraden vermuten	0
b) Du lächelst gewinnend und sagst dann: "Fein, daß Sie sich auch für die künstlerische Bewältigung dieses heiklen Problems interessieren!"	2

Abb. 7: Test für Lehrer.
(Quelle: Mosaik, Nr. 14, 1967, S. 15)

amouröses Treffen mit der Tochter des Lehrers auffliegt, fehlte die Antwort mit der höchsten Punktzahl.

Konfliktpunkte gab es freilich genug, sei es das Ausleben der Sexualität, die Haarlänge, autoritäres Lehrerverhalten wie der berühmte Kasernenhofton im Sport, die Schülermitbestimmung oder auch die sich Ende der 1960er Jahre kurzzeitig auch in Lippe immer stärker politisierende und teilweise auch nach links radikalisierte Schülerschaft.⁶⁵

⁶³ Ebd. 13

⁶⁴ Beide Zitate: Ebd. 15.

⁶⁵ Vgl. SCHMIDT, 68er-Bewegung, 29 sowie 199-226.

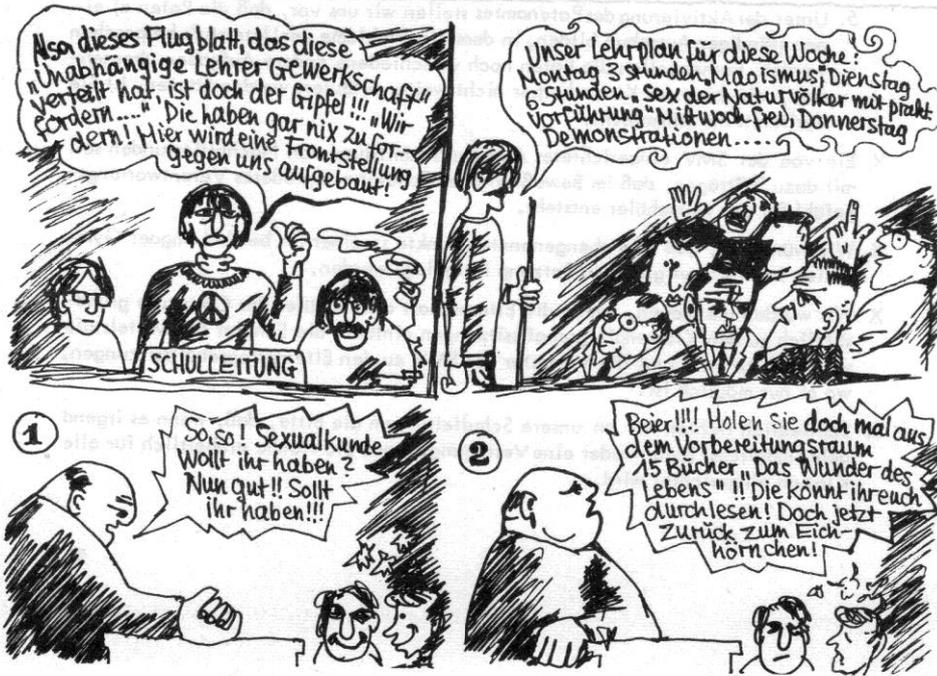


Abb. 8: Karikatur zum Thema Sexualität.
(Quelle: Mosaik, Nr. 16, 1968, S. 54).



Abb. 9: Karikatur zum Thema Lange Haare.
(Quelle: Mosaik, Nr. 15, 1967, S. 29).

Wir gehen aus von der Erkenntnis, daß das Verhältnis der Schüler zur Schule als Institution veränderungs- und damit verbesserungswürdig ist. Man kann natürlich behaupten, am Bewußtsein der Schüler stimme etwas nicht. Wir meinen jedoch, unser Schulsystem ist Schuld an der zweifellos mißlichen Einstellung der Schüler gegenüber der Schule:

1. Unser Schulsystem ist veraltet, es entspricht nicht mehr den Anforderungen unserer Zeit.
2. Die Schüler sind unverhältnismäßig rechtlos und unterdrückbar. Die SMV ist eine rein formaldemokratische Einrichtung.

Deshalb streben wir an:

1. Teilnahme von Schülern mit beratender Stimme an Schul- und Klassenpflegschaftssitzungen.
2. Teilnahme von Schülern mit beratender Stimme an Zensuren- und Disziplinarkonferenzen.
3. Mitbestimmung der Schüler bei der Auswahl der auf dem Lehrplan angeführten Lehrmittel (zunächst in den Fächern Deutsch und Gemeinschaftskunde).
4. Ernennung eines parlamentarischen Schulbeauftragten entsprechend dem Wehrbeauftragten des Bundestages.
5. Diskussion der neueren Schulmodelle und Verwendung der dabei gewonnenen Erfahrungen.

Wir möchten betonen, daß diese Organisation nicht aus Opposition gegen die Lehrerschaft entstanden ist, sondern aus der Hoffnung, durch eine derartige Reform ein besseres Schüler-Lehrerverhältnis zu schaffen. Auch wenden wir uns nicht gegen jegliche Art von Autorität. In einem System aber, das die Gleichheit aller Bürger voraussetzt, darf und muß Autorität auf dem Wissen des einzelnen, auf der intellektuellen Redlichkeit und auf der Überzeugungskraft der Argumente beruhen.

Abb. 10: USG-Forderungen. (Quelle: Mosaik, Nr. 16, 1968, S. 54).

vulgäre und schnöde Ergüsse⁶⁶ enthalte, trug nicht zur Entspannung der Situation bei. Erst die Pensionierung Kempers im Juli 1969, eine neue Lehrergeneration sowie die Schulreformen der frühen 70er Jahren sorgten für eine schrittweise Entpolitisierung, Entradikalisierung sowie Normalisierung.

Ein Blick in die weiteren Schülerzeitungen deutet darauf hin, dass viele Schüler auch in den 1980er und frühen 90er Jahren weiterhin politisch interessiert und teilweise auch aktiv waren, wenn es etwa um Themen wie Frieden oder Umweltschutz ging. Insgesamt fällt jedoch auf, dass statt der ‚großen‘ Politik gesellschaftliche und praktische Themen der näheren Umgebung oder der Jugendkultur dominierten. Vor allem jedoch wurde die Sprache weniger radikal, ideologisch, provozierend oder auch konfrontativ gehalten, was einen klaren Bruch gegenüber den späten 60er Jahren darstellte. Eine Klage über das ach so anstrengende Ausdauerlaufen im Sportunterricht war nun schon die härteste Kritik. So heißt es in der Dezemberausgabe des ‚Cocktails‘ 1994 halb liebevoll, halb ironisch: „Nun, inzwischen weiß es wohl jeder: Dr. Wolfgang Ulrich, unser allseits geschätzter Direktor, Chef, Doc U hat uns leider verlassen. Wie konnte er das tun, fragen wir

Wenig überraschend eskalierte auch am EKG im Herbst 1968 der Konflikt zwischen dem dezidiert konservativen Schulleiter Kemper und den protestierenden (Oberstufen-)Schülern. Zunächst sorgte ein provozierendes Flugblatt der Unabhängigen Schülergemeinschaft (USG) für Unruhe. Im Dezember des Jahres rief Kemper nach dem Erscheinen eines der Schülerzeitung ‚Mosaik‘ beiliegenden kritischen Flugblatts – die Zeitung selbst ist nicht überliefert – gar den „Notstand des Gymnasiums“⁶⁶ aus.

Ausgangspunkt war die Weigerung Kempers gewesen, eine Raucherecke für Schüler einzurichten, was von einzelnen Schülern satirisch mit den Worten „Als nächstes wird man die Säuferecke und die Haschischecke fordern. Der allgemeine Sittenverfall wird unglaubliche Ausmaße annehmen. [...] Dann wird der Schritt auch nicht mehr weit sein, bis zur Onanierecke. Später werden die Gartenhäuser in Freudenhäuser umgewandelt werden“⁶⁷ kommentiert wurde. Dass Kemper die Schüler daraufhin als „Wirrköpfe“ titulierte, deren Schülerzeitung seit Aufhebung der Genehmigungspflicht nur mehr „dumme und stümperhafte, zum Teil

⁶⁶ LR vom 31. Dezember 1968 (auch: Schularchiv EKG Chronik II 1968-78 (Zeitungsausschnitte). Die letzte im Schularchiv überlieferte Ausgabe des Mosaiks stammt vom April 1968.

⁶⁷ Stadtarchiv Lemgo, S 817.

⁶⁸ LR vom 31. Dezember 1968 (auch: Schularchiv EKG Chronik II 1968-78 (Zeitungsausschnitte).

uns? Wie konnte er uns Schüler, die wir nun, verlassen von seiner liberalen, aber doch bestimmten, Führung angstvoll in die Zukunft blicken, so in die kalte grausame Welt hinaussetzen. Waren wir nicht immer folgsam?⁶⁹ Und weiter heißt es: „Doch anscheinend besteht unter ihnen [den Lehrern] durchaus die Bereitschaft Spaß zu verstehen, denn es beschwerte sich bei mir doch tatsächlich einmal ein Mitglied des Kollegiums, daß die Schülerzeitung nicht ‚bissig‘ genug gegenüber Lehrern sei.“⁷⁰

4 Zusammenfassung

Die Schülerschaft des Lemgoer Gymnasiums war in den vergangenen Jahrhunderten sowohl hinsichtlich ihrer Gesamtzahl als auch ihrer Struktur einem stetigen Wandel unterlegen. Besaß das Gymnasium zunächst einen quasi universitären Charakter mit zahlreichen auswärtigen Schülern, so geriet es zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert durch seinen Bedeutungsverlust in eine existenzielle Krise, die mit einem Rückgang der Zahl externer Schüler einherging. Erst die Reform der Schule sowie die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die jüngste Vergangenheit erfolgte schrittweise soziale Demokratisierung des Gymnasiums führten zu einem sichtbaren Anstieg der Schülerzahlen. Dieser Wandel erfolgte im gesellschaftlichen Kontext und hatte auch Auswirkungen auf die politische Einstellung der Schülerschaft, die sich nicht mehr nur auf ein kleines bürgerliches Spektrum beschränkte. Auch die Schülerzeitungen wandelten sich von einem zumeist von den Lehrern gesteuerten oder zensierten Blatt zu einer freien, die Interessen und politisch-kulturellen Hintergründe der Jugendlichen stärker beachtenden Ausgabe.

⁶⁹ Cocktail. Schülerzeitung EKG MWG, Dezember 1994, 16.

⁷⁰ Ebd. 18.

Multikulturelle Ostern bei Abowjan. Der Detmolder Georg Rosen im Kaukasus in den Jahren 1843/44

von Frank Meier-Barthel

„Dschabal al-alsun“, „Berg der Sprachen“ – so nannte der arabische Geograph al-Ma’sudi den Kaukasus im 10. Jahrhundert.¹ Heutzutage unterscheiden Linguisten in der Region je nach Kategorisierung und Definition zwischen 50 und 70 Sprachen.² Dem jungen Sprachwissenschaftler Georg Rosen, 1820 in Detmold geboren und ebendort 1891 gestorben, eröffnete sich ein weites Forschungsgebiet, als er in den Jahren 1843 und 1844 Teile des Kaukasus, seiner Vorgebirge und der ihn umgebenden Ebenen bereiste.³ Allein drei Sätze aus einem Brief an Alexander von Humboldt lassen erahnen, auf welche Vielfalt und Fremdheit Rosen stieß:

„Der Dialekt der Livanesen ist abweichender und durch den steten Verkehr mit den unter ihnen wohnenden Armeniern verdorben, der der beiden abchasischen Stämme dagegen soll sich mehr dem von Guriel als dem achalzischen nähern. Übrigens sind die Unterschiede unter den hochgeorgischen Dialekten nicht so bedeutend, daß es z.B. einem Kachetier von der Ostgränze des Reiches im mindesten schwer fallen sollte, sich einem Letschguiner von der suanethischen Gränze, einem Achalzicher oder Gurier verständlich zu machen. Ein Mingrelie dagegen und ein Laze können sicher sein, von keinem Georgier, der sich nicht besonders um ihre Sprache bekümmert hat, verstanden zu werden, während sie unter einander leicht zu gegenseitigem Verständniß gelangen.“⁴

Das Gebiet, das Rosen bereiste, liegt bis heute außerhalb des westeuropäischen Horizonts. Kaum jemand wird je etwas über die „Letschguiner von der suanethischen Gränze“ gehört haben. Rosen bewegte sich in dieser Fremde als Sprachforscher eher auf einem Notsteg als auf breiter sicherer Basis. Der ersten wissenschaftlichen Schrift der Reise, *Über die Sprache der Lazen*,⁵ lagen lediglich Befragungen eines einzigen Muttersprachlers zugrunde.⁶ Dennoch fand die Abhandlung Anerkennung in der Fachwelt, denn zuvor waren in Deutschland nur 70 Wörter des Lasischen bekannt gewesen.⁷ Die zweite wissenschaftliche Schrift der Reise beschäftigte sich mit dem Ossetischen, dem Abchasischen, dem Mingrelischen und dem Swanischen,⁸ mit Sprachen, von deren bloßer Existenz in Westeuropa damals – wie heute – nur vage Vorstellungen vorhanden waren.

¹ MARIE CARIN VON GUMPPENBERG/UDO STEINBACH, *Der Kaukasus. Geschichte – Kultur – Politik*, München 2008, 177.

² MATTHIAS THEODOR VOGT, *Innere Sicherheit am Berg der Sprachen. Rahmenbedingungen von Mehrheitspolitik im Kaukasus*, in: DERS./DIETER BINGEN/ALBERT LÖHER/JÜRGEN NEYER/JAN SOKOL (Hg.), *Der Fremde als Bereicherung*, Frankfurt a. M. 2010, 199-216, 207.

³ Kurze biographische Artikel über Georg Rosen sind beispielsweise: FRANK MEIER, *Papageienbuch und Drachenlied. Der Orientalist Georg Rosen in der alten Türkei und auf dem Balkan*, in: DERS./LIPPISCHER HEIMATBUND (Hg.), *Lipper unterwegs. Reisende zwischen 1800 und 1918*, Detmold 2013, 16-23. FRIEDRICH ROSEN, *Georg Rosen (1821-1891). Orientalist und kaiserlicher Generalkonsul*, in: MAX STAERCKE (Hg.), *Menschen vom lippischen Boden. Lebensbilder*, Detmold 1936, 218-221.

⁴ Zitiert nach: „Reise des Dr. Rosen nach dem Kaukasus“, in: ALLGEMEINE PREUBISCHE ZEITUNG, o.Jg., Nr. 339, vom 6. Dezember 1844, 1. Der Zeitungsartikel befindet sich im Nachlass Georg Rosens in der Lippischen Landesbibliothek Detmold; siehe: Lippische Landesbibliothek/Theologische Bibliothek Detmold/Sammlung 34/Nr.8c (im Folgenden als LLB/Slg. 34/Nr. 8 abgekürzt).

⁵ GEORG ROSEN, *Über die Sprache der Lazen*, Lemgo 1844.

⁶ Ebd., 3.

⁷ FRANZ BOPP, *Die kaukasischen Glieder des Indoeuropäischen Sprachstamms*, Berlin 1847, 3.

⁸ GEORG ROSEN, *Ossetische Sprachlehre, nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische und Abchasische*, Lemgo 1846.

Förderung durch Alexander von Humboldt

Die Forschungsreise wurde von der Preußischen Akademie der Wissenschaften gefördert.⁹ Eine bedeutende Rolle spielte dabei der über 70-jährige Alexander von Humboldt, der seinen Einfluss und seine Prominenz in hunderten Empfehlungsschreiben nutzte, um den kulturellen Nachwuchs zu unterstützen.¹⁰ Kurz zuvor hatte er bereits einem anderen gebürtigen Detmolder geholfen. Durch seine Fürsprache erhielt der Dichter Ferdinand Freiligrath von 1842 bis 1844 eine jährliche Finanzhilfe vom preußischen König;¹¹ ab 1843 setzte sich Humboldt intensiv für Georg Rosen ein.

Humboldt hatte sich neben anderen Berliner Wissenschaftlern dafür ausgesprochen, dass Georg Rosen den Botaniker Karl Heinrich Koch, der die Reise ursprünglich initiiert hatte, in den Kaukasus begleiten solle.¹² Humboldt wandte sich im Vorfeld der Reise an den preußischen Kultusminister, mit der Bitte, dass „dem jungen Dr. Rosen, der wahrscheinlich kleider- und büchernakd studentenartig abreiset, ein Paar hundert Thaler zur ersten Einrichtung“¹³ geschenkt würden. Während der Reise sorgte Humboldt in Berlin dafür, dass Auszüge aus Briefen Rosens und Kochs in deutschen Zeitungen publiziert wurden, um den beiden Wissenschaftlern zu öffentlicher Resonanz und Anerkennung zu verhelfen.¹⁴ Außerdem setzte sich Humboldt für die Aufteilung des bewilligten Budgets ein, sodass sich Rosen und Koch unterwegs trennen konnten.¹⁵ Durch das Osmanische Reich reisten sie gemeinsam, gingen gemeinsam über die russische Grenze und trennten sich schließlich in Tiflis.¹⁶ Dort angekommen wurde Rosen eine weitere finanzielle Hilfe zuteil, die Alexander von Humboldt in Berlin organisiert hatte.¹⁷

Im russischen Jerewan

In Tiflis schloss Georg Rosen Freundschaft mit dem Dichter und Übersetzer Friedrich Bodenstedt.¹⁸ Im Frühjahr 1844 unternahmen die beiden jungen Männer – Bodenstedt war eineinhalb Jahre älter als Rosen – eine Reise nach Jerewan. Die Stadt lag einige Tagesreisen von Tiflis entfernt. Der Weg galt wegen der Unbeständigkeit des Wetters, der Unwegsamkeit des Gebirges und der allgemeinen Unsicherheit der Gegend als gefährlich. Einem Abenteuer gemäß kleideten sich die beiden in lange tscherkessische Mäntel; Rosen war mit einem Säbel, Bodenstedt mit einem Dolch bewaffnet, und sie führten Flinten und Pistolen bei sich.¹⁹ So wehrhaft sie in diesem Aufzug gewirkt haben mögen, das russische Militär in Tiflis schickte ihnen vorsichtshalber einen Postwagen und eine Kosakeneskorte mit auf den Weg.²⁰

⁹ In der Öffentlichkeit wurde dies erstmals auf Seite IV der *Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin Aus dem Jahre 1843* bekanntgegeben.

¹⁰ ANDREA WULF, *Alexander von Humboldt und die Erfindung der Natur*, München 2016, 341.

¹¹ KARL MARIA GUTH, Biographie, in: DERS. (Hg.), *Ferdinand Freiligrath. Gedichte*, Berlin 2014, 151-153, 151.

¹² ALEXANDER VON HUMBOLDT, Brief an August Böckh, Berlin, 24. März 1843, in: ROMY WERTHER (Hg.); *Alexander von Humboldt. August Böckh. Briefwechsel*, Berlin 2011, 106-107.

¹³ DERS., Brief an Eichhorn, 1. April 1843, in: KURT-R. BIERMANN (Hg.), *Vier Jahrzehnte Wissenschaftsförderung. Briefe an das preußische Kultusministerium 1818-1859*, Berlin 1985, 99-100, 100.

¹⁴ DERS., Brief an Ritter, [Berlin], Donnerstag, [vor 26. November 1843], in: ULRICH PÄSSLER (Hg.), *Alexander von Humboldt. Carl Ritter. Briefwechsel*, Berlin 2010, 88-89.

¹⁵ DERS., Brief an Eichhorn, 1. April 1843, in: BIERMANN 1985, 99-100.

¹⁶ KARL KOCH, *Wanderungen im Oriente, während der Jahre 1843 und 1844*, Bd. 1, Weimar 1846, V.

¹⁷ ALEXANDER VON HUMBOLDT, Brief an Eichhorn, Sanssouci, 9. Juni 1844, in: BIERMANN 1985, 109-110.

¹⁸ FRIEDRICH BODENSTEDT, *Erinnerungen aus meinem Leben*, 2. Aufl., Berlin 1888, 291.

¹⁹ LLB/ Slg. 34/ Nr. 8k, 2.

²⁰ FRIEDRICH BODENSTEDT, *Tausend und ein Tag im Orient*, Bd. 1, 2. Aufl., Berlin 1853, 204-205.

In Jerewan begegnete Georg Rosen Sprachphänomenen, die mit einem politischen und sozialen Wandel einhergingen. Die Stadt war 1827 vom russischen Militär erobert worden; zuvor gehörte sie zum Gebiet des Persischen Reiches. Seit 1828 waren Jerewan und das Umland vertraglich abgesichert ein Teil des Zarenreichs.²¹ Die Herrschaftssprache wurde das Russische, das die Kinder fortan in den Schulen lernten. Der politische Wandel speiste somit eine weitere Sprache in die Vielfalt ein.

Rosen traf auf eine weitere sprachliche Veränderung, die der Wandel der Herrschaftsverhältnisse mit sich brachte. Zusätzlich zum Russischen wurde auch das Lesen und Schreiben des Armenischen in den Schulen gelehrt. Im Persischen Reich marginalisiert erhofften sich viele Armenier von der russischen Herrschaft einen Aufschwung und eine freiere Entfaltung ihrer Kultur.²² Die Aufnahme ihrer Sprache in den Schulstoff nährte diese Hoffnung.

Rosen machte in Jerewan die Bekanntschaft des armenischen Schriftstellers und Pädagogen Chatschatur Abovjan, einer zentralen Figur dieses kulturellen Neuanfangs und elf Jahre älter als Rosen.²³ Als sie einander kennenlernten, war Abovjan Schulinspektor in russischen Diensten.²⁴ Er ließ jedoch nicht das Alt-Armenische der Klöster und Eliten lehren. Rosen hat Folgendes über den Unterricht geschrieben:

„Die kleinen Armenier, seine Lieblinge, lässt Abovian in verschiedenen Wissenschaften u. in der russischen, grusischen²⁵ u. armenischen Sprache unterrichten. Er hat dabei das Prinzip, statt des alten Schrift-Armenischen, das im Volke Niemand mehr versteht, das Vulgär-Armenische, das sich durch leichtere Construction u.s.w. vor jenem auszeichnet u. zudem in *omnium oribus*²⁶ ist, grammatisch und lexikalisch festzustellen, u. so zur allgemeinen Unterrichts-Sprache zu erheben. Leider haben seine zu diesem Zwecke ausgearbei[te]ten Bücher bis jetzt noch nicht gedruckt werden können, was seinen edlen Bestrebungen ein schmerzliches Hindernis in den Weg legt.“²⁷

Was Rosen dort beobachtete, war ein wichtiger Schritt auf dem verschlungenen Weg zur Standardisierung des modernen Ost-Armenischen, der Nationalsprache des heutigen Staates Armenien.²⁸ Rosen deutete an, dass die russischen Behörden der Entwicklung des Neu-Armenischen²⁹ Hindernisse in den Weg legten. Abovjan verfasste für die damals kaum verschriftlichte Sprache eine Grammatik und ein Wörterbuch. Die Obrigkeit verhinderte die Publikation, indem sie finanzielle Zuschüsse zum Druck verweigerte, was das Einwirken der Machtverhältnisse auf die Sprachentwicklung verdeutlicht.³⁰

Neu-Armenisch vs. die Sprache Noahs

Abovjans Bemühen um die Konstruktion und Einführung einer modernen armenischen Sprache traf nicht nur auf die Widerstände der russischen Obrigkeit. Auch der armenische Klerus sperrte sich. Neu-Armenisch

²¹ TESSA HOFMANN, *Annäherung an Armenien. Geschichte und Gegenwart*, 2. Aufl., München 2006, 70.

²² ROUBEN PAUL ADALIAN, *Introduction*, in: DERS., *Historical Dictionary of Armenia*, 2. Aufl., Lanhan 2010, 1-68, 40.

²³ „Abovian, Khachatur (1809-1848)“, in: ADALIAN 2010, 69-70. Der Titel des Artikels gibt eine englische Schreibweise des Namens wieder.

²⁴ TESSA HOFMANN, *Die Armenier. Schicksal. Kultur. Geschichte*, Nürnberg 1993, 214.

²⁵ Grusien war seinerzeit eine andere Bezeichnung Georgiens.

²⁶ Das bedeutet „in aller Mündern“.

²⁷ LLB/Slg. 34/Nr. 8k, 13.

²⁸ ADALIAN 2010, 70.

²⁹ Mit Neu-Armenisch ist hier durchgängig das moderne Ost-Armenisch – und nicht das moderne West-Armenische der Türkei und der Diaspora – gemeint. Vgl.: „Language, Armenian“, in: ADALIAN 2010, 392-398, 396-397.

³⁰ FRIEDRICH BODENSTEDT, *Tausend und ein Tag im Orient*, Bd. 3, Berlin 1865, 28.

sei unrein, da es persische und türkische Einflüsse enthalte. Das Alt-Armenische, das der Klerus pflege, weise hingegen eine lange, erhabene Tradition auf und sei eine heilige Sprache, da schon Noah sie gesprochen habe, dessen Arche nach der Sintflut auf dem Berg Ararat gelandet sei. Daher stelle ein Neu-Armenisch, orientiert an der Sprache des Volkes, einen Niveauverlust dar. So teilten es Kleriker damals einem anderen Reisenden mit.³¹ Wie bei den Widerständen der russischen Behörden, so spielten auch bei den Vorbehalten des armenischen Klerus Machtinteressen eine Rolle. Die Aufwertung der mündlichen Volkssprache zur Schrift- und Unterrichtssprache stellte eine Konkurrenz zu beider Anspruch der kulturellen Dominanz über das armenische Volk dar.

Gespräche mit Chatschatur Abowjan

Chatschatur Abowjan entstammte der Tradition des Klerus und schätzte die mehr als tausendjährige Literaturgeschichte Armeniens durchaus.³² Mancher Aspekt des Alt-Armenischen wurde ins Neu-Armenische übernommen, am augenfälligsten das im 5. Jahrhundert eingeführte armenische Alphabet.³³ Nicht die Tradition, die Herrschaft der Klöster lehnte Abowjan ab. Er berichtete Georg Rosen von seiner Kindheit im Kloster Etschmiadsin, einem der sehr bedeutenden Orte der armenischen Kultur. Rosen erfuhr von dogmatischem Unterricht und von Misshandlungen, bei denen Folterinstrumente zum Einsatz gekommen seien.³⁴

Abowjan berichtete dies auf Deutsch, das er fließend sprach. 1829 hatte er den Balten und deutschen Muttersprachler Friedrich Parrot auf den Gipfel des Ararat geführt. Diese Erstbesteigung des heiligen Berges war dem armenischen Klerus ein Dorn im Auge; es war ein Tabu, den Ort, an dem die Arche Noah seit Urzeiten läge, zu betreten. Abowjan, damals noch im Dienst des Klosters, widersetzte sich dem. Parrot war Naturwissenschaftler und Professor an der deutschsprachigen Universität Dorpat im damals zum Zarenreich gehörenden Estland. Von dem jungen Mann angetan, ermöglichte er Abowjan ein mehrjähriges Studium in Dorpat, durch das dieser sich dem Klerus noch mehr entfremdete. In Dorpat erwarb Abowjan zudem die hervorragenden Deutschkenntnisse,³⁵ die die langen Gespräche mit Georg Rosen und seinem Gefährten Friedrich Bodenstedt in Jerewan ermöglichten.

Die Reisebriefe in der Lippischen Landesbibliothek/Theologischen Bibliothek Detmold

Über die Begegnungen mit Abowjan schrieb Georg Rosen keinen wissenschaftlichen Aufsatz. Er beschrieb sie ausführlich in privaten Aufzeichnungen, die für das heutige Publikum weitaus zugänglicher und wohl auch bereichernder sind als seine sprachwissenschaftlichen Schriften. Glücklicherweise werden diese Aufzeichnungen in Detmold aufbewahrt. Rosen schrieb Briefe an seine Familie in der Detmolder Schülerstraße und sandte sie bündelweise ab, sobald er eine Stadt erreichte, die über die entsprechende Infrastruktur verfügte. In seinem Autorennachlass in der Lippischen Landesbibliothek/ Theologischen Bibliothek Detmold

³¹ AUGUST FREIHERR VON HAXTHAUSEN, *Transkaukasien. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen*, Bd. 1, Leipzig 1856, 295-297.

³² KEVOR D. BARDAKJIAN, *A General History of Armenian Literature. 1500 – 1990*, in: DERS., *A Reference Guide to Modern Armenian Literature*, Detroit 2000, 21-252, 135-136. Bardakjian schreibt den Namen übrigens "Hachatur Abovean".

³³ ADALIAN 2010, 393.

³⁴ LLB/Slg. 34/8k, 11-12.

³⁵ HOFMANN 1993, 213-214.

befinden sich ein Originalbrief Georgs³⁶ und drei Hefte mit leicht gekürzten Abschriften, die seine Schwester Auguste Rosen vorgenommen hatte.³⁷

Der Reisebericht, der sich aus diesen Dokumenten ergibt, wird seit einigen Monaten für die Publikation vorbereitet. Die Transkription hat mehr als 170 DIN A4-Seiten ergeben. Die Arbeit wird noch viel Zeit in Anspruch nehmen, denn zum einen widmen sich die drei Bearbeiter – Agnes Stache-Weiske, Andreas Ruppert und Frank Meier-Barthel – der Edition in ihrer Freizeit. Zum anderen müssen weitere Dokumente gesichtet und zueinander in Beziehung gesetzt werden. Die Zahl der Briefe, Zeitungsartikel und anderer Reiseberichte, die zur Klärung der politischen, kulturellen und biographischen Zusammenhänge der Reise beitragen, ist immens. Die Recherche fördert stets Weiteres zutage; ihre Ergebnisse werden dereinst in den einleitenden Kommentar und den Anmerkungsapparat der Publikation eingehen.

Rosens Briefe waren nicht für die Öffentlichkeit gedacht. Das ist ihr Vorteil, denn Rosen übernahm nicht die Rolle des Kenners, der seinem Publikum in einem kohärenten und mehrfach nachträglich überarbeiteten Text eine fremde Welt erklären oder grundsätzliche Werturteile über andere Kulturen fällen könnte. Rosen schrieb nieder, was ihm Etappe für Etappe widerfuhr, was er sah, was er hörte, wovor er sich fürchtete, wem er begegnete. Der Wert dieser Alltäglichkeit zeigt sich auch am Beispiel der Darstellung Abovjans.

Ein armenischer Nationalheld

Abovjans Wirken ist in die armenische Geschichte eingegangen. Er gilt als Begründer der modernen ost-armenischen Literatur, da er den ersten bedeutenden Roman – *Armeniens Wunden* – und andere Texte in Neu-Armenisch verfasste.³⁸ Ferner übersetzte er Weltliteratur – u.a. Homer, Rousseau und Goethe – ins Neu-Armenische.³⁹ „Abovjan steht am Beginn einer kritisch-aufklärerischen, vor allem auf die nationale Erweckung abzielenden Phase der armenischen Literatur“,⁴⁰ urteilte die deutsche Sozialwissenschaftlerin Tessa Hofmann. „Abovian ist the symbol of modern nationalism“,⁴¹ hat die amerikanisch-armenische Historikerin Louise Nalbandian geschrieben. In Armenien ist eine Stadt nach ihm benannt,⁴² und sein Geburtshaus ist ein Museum.⁴³ Abovjan ist ein Nationalheld. Die Darstellung seiner Arbeit bezieht sich vornehmlich auf seine Leistungen für die armenische Kultur. So hielt es auch Rosen, wenn er seiner Familie schrieb: „Gott segne die Bestrebungen des seltenen Mannes, u. lasse sie für die Veredlung seiner Nation von den schönsten Früchten sein!“⁴⁴

Aber Georg Rosens Aufzeichnungen in der Lippischen Landesbibliothek ergänzen diesen Blickwinkel. Er erlebte Abovjan im Alltag, als Zuständigen für das allgemeine Schulwesen in Jerewan, und in dieser Funktion musste er sich auch um die Bildung der anderen Ethnien kümmern. Bei Rosen erscheint daher nicht einzig der armenische Patriot Abovjan, sondern ein integrativer Denker, der sich bemüht, ein multikul-

³⁶ LLB/Slg. 34/Nr. 8i.

³⁷ LLB/Slg. 34/Nr. 8h, 8j und 8k.

³⁸ BARDAKJIAN 2000, 135. Bardakjian betont, dass Abovjans Wirkung den ost-armenischen Sprachraum betrifft. Die Literaturgeschichte der west-armenischen Sprache – also jene z.B. in türkischen Gebieten – sei davon nicht beeinflusst.

³⁹ LOUISE NALBANDIAN, *The Armenian Revolutionary Movement. The Development of Armenian political Parties in the Nineteenth Century*, 3. Aufl., Berkeley 1975, 40.

⁴⁰ HOFMANN 1993, 214.

⁴¹ NALBANDIAN 1975, 40.

⁴² Unter dieser Adresse findet sich eine Homepage der Stadt: www.abovyan.com (Stand: 14. Mai 2017).

⁴³ Der Internetauftritt zeigt die Statue Abovjans vor dem Museum und ermöglicht einen 3D-Rundgang durch Räume der Ausstellung. Vgl. unter www.yerevancard.com/en/categories/item/HOUSE_MUSEUM_OF_KHACHATUR_ABOVYAN%20 (Stand: 14. Mai 2017).

⁴⁴ LLB/Slg. 34/Nr. 8k, 13.

turelles Bildungswesen in Jerewan aufzubauen. Er ging dabei diplomatischer und toleranter vor als alle bisherigen zuständigen Beamten, die „Tschinovniks“, die russische Hegemonialinteresse vertraten statt eines aufklärerisch-idealistischen Bildungsbegriffs, in dessen Rahmen die alten Grenzen der Ethnizität und der Religion überwunden werden könnten. Rosen beschrieb Abowjans Verhalten gegenüber Persern und Tataren folgendermaßen:

„An ihrem Frühlings-Beiram⁴⁵ schloß er die Schule, besuchte gratulierend ihre Vornehmen u. Gelehrten, eine Aufmerksamkeit, die ihre Wirkung umso weniger verfehlte, als sie sich von dem hochfahrenden Benehmen russischer Tschinovniks, die früher seine Stelle bekleideten, sehr unterschied. Die seitdem zahlreich ihm zugeführten Tatarenknaben, unterrichtet er nur in Wissenschaften u. in der russischen Sprache u. Schrift, für das Persische u. Tatarische sind Mirzas (Lehrer), die bei den Schiiten in hohem Ansehen sind, bestellt. Den russischen Schreibernach, die mir von mehreren dieser Knaben gezeigt wurden, bewegen sie sich in dieser Sprache schon mit ziemlicher Leichtigkeit. Wie viel ist nicht schon dadurch gewonnen, daß die Verachtung alles Christlichen bei diesen Knaben schon in der Jugend zerstört wird! Die Bildung muß sie doch dereinst mit uns unter einen Hut bringen.“⁴⁶

Die Formulierung „unter einen Hut bringen“ deutet an, dass dieses integrative Vorgehen durchaus eine Herrschaftspraxis darstellte. Den einzelnen kulturellen Gruppen wurde die Anerkennung eines außerhalb der Gemeinschaft institutionalisierten Reglements abverlangt; hier repräsentiert durch ein allgemeines Bildungswesen, das Wissenschaften und eine gruppenübergreifende Verkehrssprache, das Russische, vermittelte. Vehemenz in religiösen und ethnischen Fragen wäre so nicht möglich gewesen, aber die relativ freie Entfaltung der eigenen Kultur im Rahmen anerkannter, übergeordneter Regeln.

Abowjan in den Briefen Rosens

Wegen seiner Neigung zur deutschsprachigen Kultur – Abowjan war übrigens mit einer Deutschen verheiratet –⁴⁷ traten deutsche Forschungsreisende in Armenien in den 1840ern stets in Kontakt zu ihm. Abowjan gilt als „Kronzeuge deutsch-armenischer Beziehungen“.⁴⁸ Erwähnungen Abowjans finden sich auch in anderen Reiseberichten – bei Rosens Freund Bodenstedt,⁴⁹ bei Rosens ehemaligem Reisegefährten Koch,⁵⁰ bei August Franz von Haxthausen,⁵¹ Moritz Wagner⁵² und Hermann Abich.⁵³ Sie alle bereisten zeitgleich mit Georg Rosen den Kaukasus und das armenische Hochland. Zuweilen weisen sie darauf hin, dass Abowjan sich nicht nur für die armenische, sondern auch für die anderen regionalen Kulturen interessierte. Wagner erhielt von Abowjan ein Manuskript über die Kultur der Jesiden und der Kurden im Allgemeinen,⁵⁴ und

⁴⁵ Heute schriebe man „Frühlings-Bayram“; es handelt sich um das im März gefeierte Nouruz, das vor allem aber nicht ausschließlich im persischen Kulturraum begangen wird. Im Iran beginnt mit dem Fest das neue Jahr.

⁴⁶ LLB/Slg. 34/Nr. 8k, 13.

⁴⁷ HAXTHAUSEN 1856, 80.

⁴⁸ HOFMANN 1993, 213.

⁴⁹ BODENSTEDT 1865, 24-30. Bodenstedt widmete Abowjan ein eigenes Kapitel.

⁵⁰ KARL KOCH, Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844, Band 3, Weimar 1847, 75-77.

⁵¹ HAXTHAUSEN 1856, 179-220. Die angegebene Stelle verweist auf ein ganzes Kapitel über Abowjan. Haxthausen besuchte mit Abowjan dessen Geburtsort Kanakir, der heute zu Jerewan gehört. Das Kapitel enthält zahlreiche Kinder- und Jugenderinnerungen Abowjans. Haxthausen hat ihn darüber hinaus an anderen Stellen seines Reiseberichts erwähnt.

⁵² MORITZ WAGNER, Reise nach Persien und dem Lande der Kurden, Bd. 2, Leipzig 1852, 219. Dort bezeichnet Wagner ihn, wie viele deutschsprachige Reisende als Freund. Der Name Abowjan wird weitere Male bei Wagner erwähnt.

⁵³ HERMANN ABICH, Aus kaukasischen Ländern. Reisebriefe. Bd. 1, Briefe aus den Jahren 1842-1853. An seine Eltern und Geschwister, Wien 1896. Abich erkundete mit Abowjan den Ararat und hat ihn in vielen seiner Briefe erwähnt.

⁵⁴ WAGNER 1852, 219.

Bodenstedt berichtete von kurdischen Volksliedern und tatarischen Gedichten, die Abowjan ihm zur Übersetzung ins Deutsche geben wollte.⁵⁵

Kurdische Lieder aufgezeichnet von
Herrn Abowian, Erivan

U r d u e u p r t h u f m, u e r t
 L u m r u r u t p t m l e q p u r t
 Z u - z u m u r t d e z t m u r m, l u m z u m f t
 u o u m i n l u n g t l u n t d e, u m l e t
 s t u m p m, u o l t q m u m l e t
 W y d e u m, z u m r t t t c s f u m r t t u m p
 f u m p m l e t



d i n e A u g e n s i n d s c h w a r z w i e e i n W e i n t r a u b e n b a u m,
 l i e b e m
 a u f d e i n e r S t i r n s t e h n w o h l d i e A u g e n b r a u e n
 u. W i m p e r n a n
 d a s G l a s m e i n e s H e r z e n s i s t z e r s c h l a g e n, u n b e i l b a r,
 k o m m z u u n s i n s H a u s z u G a s t e
 S t e b e, s i t z e e h r b a r (d. h. b e n i m m d i c h)
 I c h s c h l a c h t e f u r d i c d e n e r s t e n S c h a f b o c k.

„Kurdische Lieder aufgezeichnet von Herrn Abowian, Erivan“, Eine Frucht aus der Begegnung mit Abowjan. Unter dem bislang nicht zugeordneten Alphabeth steht das Liebesgedicht auf Deutsch:

„Deine Augen sind schwarz wie ein Weintraubenbaum / auf deiner Stirn stehn wohl die Augenbrauen u. Wimpern an / das Glas meines Herzens ist zerschlagen, unheilbar / komm zu uns ins Haus zu Gast / Stebe, sitze ehrbar (d. h. benimm dich) / Ich schlachte für dich den ersten Schafbock.“ (Quelle: LLB/Slg. 34/Nr. 5/22.)

⁵⁵ BODENSTEDT 1865, 24.

Keiner der in der bisherigen Recherche gesichteten Reiseberichte und Reisebriefe geht indes so ausführlich auf die multikulturelle Dimension der Arbeit Abowjans in Jerewan ein wie Georg Rosens Briefe nach Detmold. Es ist zum einen der konkrete, alltägliche Charakter seiner privaten Aufzeichnungen, der diese Dimension hervorgebracht hat, denn der Alltag in Jerewan war multilingual, multiethnisch und multireligiös. Zum anderen konnte Rosen sich wegen seiner eigenen Offenheit für fremde Kulturen leicht mit dieser Dimension identifizieren. Im jungen Rosen wirkte diesbezüglich der liberale Geist, der auch seinem Förderer Alexander von Humboldt zu Eigen gewesen ist.

Multikulturelle Ostern 1844

In diesem Sinne hat Rosen ein multikulturelles Osterfest beschrieben. Am zweiten Ostertag des Jahres 1844 – west- und ostkirchliche Ostern fielen passenderweise zusammen – waren Rosen und Bodenstedt bei Abowjan zu Gast, und außer ihnen Repräsentanten verschiedener anderer Kulturgruppen. Rosen hat seiner Familie dieses Beisammensein in leicht jovialem, mitunter amüsiertem Tonfall beschrieben:

„Den folgenden Morgen schon früh kam Abowian mit mehreren armenischen Freunden zu uns, um uns nach Landessitte zum Feste zu gratulieren. Zugleich bat er uns, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, indem er den ganzen Morgen den interessantesten Besuch von Gratulanten aller hiesiger Nationen haben werde, und es auf die Tataren einen freundlichen Eindruck machen werde, wenn wir uns mit ihnen in ihrer Sprache unterhielten. Uns kam dies sehr willkommen. Abowian hatte aus seinem Empfangszimmer eine wahre Ausstellung von Eßwaaren, verschiedenen Braten, Kuchen, Zuckerwerk, hiesigen und fremden Spirituosen u. dgl. gemacht, um seine Gratulanten zu bewirthen. Diese stellten sich denn auch sehr zahlreich ein. Unter andern erschienen die sämtlichen Geistlichen der hiesigen Moscheen; der eigentliche Erbherr der hiesigen Tataren, Suleiman Chan, sandte seinen Bruder; vom Lande kamen gegen 6 angesehene Begs⁵⁶ hergeritten, um unsern Wirth zu beglückwünschen. Wir selbst ernteten unendlich viel Lob ein, so oft wir uns in ein Gespräch einließen, und mehrere äußerten, sie wollten nun auch unsere Sprache lernen, da die Deutschen sich der ihrigen befleißigten. Von dem Zuckerwerk aßen sie nur als Abowian versicherte, daß es von schiitischen Händen zubereitet sei. Dies war ächt orientalisches, aus Mehl, Zucker oder Honig, Sesamöhl und verschiedenen Gewürzen bestehend, doch mundete es uns wohl.

Die Christen, Grusier, Armenier und Russen traten ein mit dem Gruße *Christos woskrest*, Christ ist erstanden, und küßten dabei die ganze Gesellschaft ab. Daß dies Küsse auf die alten Bärte der Eingeborenen nicht eben sehr angenehm waren, lässt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß die Herren während der verflossenen sieben Fasten-Wochen fast lediglich von Brodt, Zwiebeln und Knoblauch gelebt hatten. Der Athem war wirklich davon nicht wenig inficirt. Doch giebt man diese Brüderküsse herzlich gern.

Es kam auch die grusisch-russische Geistlichkeit, ein Chor von 5 Popen, die, nachdem sie in das Zimmer getreten, sogleich ihre Blicke nach dem Ofen und von da, in die andern Zimmerecken richteten, wahrscheinlich einen Gott suchend, gegen den gewandt sie das Auferstehungsglied, das sie in petto hatten, absingen könnten. Aber sie fanden

⁵⁶ Beg – oder heute zumeist Bey – war ein türkischer Herrschertitel bzw. militärischer Rang. In Mittelasien wurden in der Folge auch Führer ethnischer Gruppen so genannt.

Nichts, und wandten sich deshalb gegen den Spiegel, wo denn der Gesang recht gut von Statten ging. Die Noten schienen ihnen nicht mehr sehr nothwendig, denn sie fixirten während des Singens mich und meinen Freund abwechselnd, und nachdem sie geendet, und sich dem Erquickungs-Tische genähert hatten, erkundigten sie sich sofort nach uns bei unserm Wirth, der ihnen auseinandersetzte, in welchen Sprachen wir uns unterhalten könnten ec. Sogleich kam Einer zu mir, sah mich eine Weile an und fragte: *est apud vos uxorem?*⁵⁷ Ich sagte ihm, ich sei unverheirathet, hoffe aber, daß er nicht nur eine Frau, sondern auch Kinder habe; *est apud mihi uxor, quoque unus filiam sex anni filiam.*⁵⁸ – Bei dieser Verbreitung der Bildung über den Erdkreis kann doch ein Philologe nicht mehr zu Grunde gehn.⁵⁹

Rosen war hier bei allem Wohlwollen nicht frei von einem gewissen zivilisatorischen Dünkel. Wie im Schulwesen, so mussten die einzelnen Kulturgruppen auch bei diesem Beisammensein auf Vehemenz verzichten und sich in ein übergeordnetes Reglement fügen. Die Muslime akzeptierten die Spirituosen, die orthodoxen Christen das Nicht-Vorhandensein einer Ikone. Im Gegenzug erfuhren sie Respekt und Resonanz. Rosen und Bodenstedt waren hierbei die Repräsentanten des übergeordneten Reglements. Sie gehörten keiner der Gruppen an, sondern waren außenstehende, reflektierte und kulturell vielseitig gebildete Vermittler, die den wohlwollenden Austausch mit jeder anwesenden Gruppe pflegen konnten. Die durch diese Rolle erzeugte, vermeintliche Überlegenheit findet in dem teilweise distanziert-ironischen Stil dieser Passage ihren Ausdruck.

Abowjan und Rosen nach der Reise

Das war im April 1844. An einem Morgen des April 1848 verließ Abowjan sein Haus und war verschollen.⁶⁰ Hermann Abich erfuhr im Mai 1848 in Tiflis davon. Er ging sehr selbstverständlich von Suizid aus und vermutete, ein Konflikt mit dem Patriarchen im Kloster Etschmiadsin habe dazu geführt.⁶¹ Im September 1848 schrieb er seiner Familie nach einem Besuch bei diesem Patriarchen: „Ich kenne jetzt die Gründe dieses verzweifelten Schrittes des unseligen Beklagenswerthen.“⁶² Mehr teilte er nicht mit. Friedrich Bodenstedt hielt ebenfalls eine Selbsttötung Abowjans für wahrscheinlich, suchte den Anlass hingegen in den vielfachen Frustrationen, die ihm der russische Staatsdienst bereitet habe.⁶³ Das Verschwinden Abowjans wurde nie aufgeklärt. In Armenien kursieren bis heute verschiedene Theorien über eine Ermordung des Nationalhelden.⁶⁴ Bemerkenswert ist, dass Abich und Bodenstedt in ihren Spekulationen ebenjene Instanzen, die zuvor Abowjans Bemühen um die Standardisierung des Neu-Armenischen hemmten, benennen. Die Sprachpolitik stand offenbar mit tiefgreifenden Konflikten im Zusammenhang.

Georg Rosen hat sich, soweit dies die bisherige Recherche ergab, nicht zu dem Vorfall geäußert. Er befand sich zu diesem Zeitpunkt als Dragoman, als Dolmetscher und kultureller Berater, an der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel. Die Stelle hatte er 1844 unmittelbar nach der Forschungsreise angetreten und blieb dort bis 1852. Zu den Vermittlern dieses Postens gehörte wiederum Alexander von Humboldt,⁶⁵

⁵⁷ Ungefähre Übersetzung: Ist mit Euch eine Frau?

⁵⁸ Ungefähre Übersetzung: Mit mir ist eine Frau und auch ein Tochter, sechs Jahre die Tochter.

⁵⁹ LLB/Slg. 34/Nr. 8k, 18.

⁶⁰ HOFMANN 1993, 214.

⁶¹ ABICH 1896, 389-390.

⁶² Ebd., 401.

⁶³ BODENSTEDT 1865, 25.

⁶⁴ HOFMANN 1993, 214.

⁶⁵ ROSEN 1936, 220.

der ferner 1847 den Preußischen König veranlasste, Rosen für seine Verdienste um die Erforschung der Sprachenvielfalt einen Orden, den Roten Adler, vierter Klasse, zu verleihen.⁶⁶ Keine andere Person, die ihm auf der Reise begegnete, hat Georg Rosen in den Quellen, die in der Lippischen Landesbibliothek liegen, so ausführlich beschrieben wie Chatschatur Abowjan.

Flüchtige Eindrücke

Die anderen Darstellungen in seinem Reisebericht sind weitaus knapper gehalten. Es sind Notizen, die kurze Episoden und flüchtige Eindrücke festhalten: Berglandschaften mit wildem Rhododendron und Azaleen, die Gastfreundschaft in türkischen und armenischen Bauerndörfern, auf dem Boden sitzend eingenommene Mahlzeiten aus mehreren einheimischen Gerichten, die traurigen Lieder eines lasischen Begleiters am Abend,⁶⁷ Hunde und Krähen in kriegsbedingt verlassenen Gassen, die in einem Dorf kursierende Nachricht des gewonnenen Kampfes zweier Kaufleute gegen vier Räuber, die freundliche Begrüßung in den Zelten zuvor gefürchteter Kurden, ein gefangener russischer Deserteur mit einem Pantoffel auf einem Pferd im Schnee, eine Kamelkarawane auf weiter Ebene in der Ferne, der Ausspruch „Der Ruhm eines Kosaken, das Leben eines Hundes“ von einem in Georgien stationierten Donkosaken,⁶⁸ das Erstaunen eines Moslems über Rosens Interesse am Islam,⁶⁹ das Erstaunen einiger Armenier über Rosens Interesse an ihrer Sprache,⁷⁰ das Erstaunen eines Fürsten beim Blick durch ein Mikroskop⁷¹ und vieles mehr. Die Darstellungen sind knapp, das Spektrum des Dargestellten ist weit. Dieser Stil entspricht dem Passieren eines Gebietes mit dem Pferd und der Kürze der Rast und des Gesprächs an einem Ort. Die Briefe sind Rückblicke auf jeweils wenige vergangene Tage der langen Reise eines jungen Fremden, der mit offenen Sinnen den „Berg der Sprachen“ durchstreifte.

⁶⁶ ALEXANDER VON HUMBOLDT, Brief an Friedrich Wilhelm IV. o.O. u. D. [nach 29. Juli, vor 7. August 1847], in: ULRIKE LEITNER (Hg.), Alexander von Humboldt. Friedrich Wilhelm IV.. Briefwechsel, Berlin 2013, 362-363. Agnes Stache-Weiske, Mitarbeiterin des Publikationsprojekts und Nachfahrin Georg Rosens, fand diesen Orden im Besitz eines Verwandten. Erst durch diesen Humboldt-Brief konnte das Erbstück zugeordnet werden.

⁶⁷ LLB/Slg. 34/Nr. 8h.

⁶⁸ LLB/Slg. 34/Nr. 8k.

⁶⁹ LLB/Slg. 34/Nr. 8 j.

⁷⁰ LLB/Slg. 34/Nr. 8 h.

⁷¹ LLB/Slg. 34/Nr. 8 j.

Abraham Levies große Reise

von Andreas Ruppert

Die Amsterdamer Universitätsbibliothek bewahrt in ihrer Sammlung „Bibliotheca Rosenthaliana“ unter der Signatur HS.ROS. 23 den Bericht über eine Reise, die Abraham Levie¹, einen jungen, aus Lippe stammenden Juden, über fast fünf Jahre durch verschiedene europäische Länder geführt hatte – durch Deutschland, Böhmen mit Prag, Mähren mit Nikolsburg, Österreich mit Wien und dann Italien mit dem Höhepunkt Rom, wo er mehr als zwei Jahre lang lebte. Viele Städte werden berührt, mit Neapel als der südlichsten und Amsterdam als der nördlichsten, denn dort hielt er sich im September 1723 einige Tage auf, bevor er zu seiner Familie zurückkehrte (s. das Itinerar in der Anlage). Amsterdam ist auch die Stadt, in der sich Levie um 1730 endgültig niederließ und in der er 1785 starb.

1764, 40 Jahre nach der Reise, legte Levie einen zusammenhängenden Bericht darüber nieder, vermutlich diktierte er ihn seinem nahen Verwandten Tsvi Hirsch aus Breslau. Es ist sicher davon auszugehen, dass er sich dabei auf Notizen stützte, die er schon während der Reise verfasst hatte. Der Text ist in westjiddischer Sprache gehalten und mit hebräischen Lettern geschrieben. Er enthält auffällig wenige Hebraismen, zeigt aber – nach Jahrzehnten des Lebens in Amsterdam kaum verwunderlich - zahlreiche niederländische Einflüsse. Die Trierer Jiddischistin Erika Timm betont das Bemühen des Autors, sich dem Hochdeutschen anzunähern.² Es dürfte während der Reise auch seine Verkehrssprache nördlich der Alpen gewesen sein.

Der Bericht war nach Levies eigener Aussage für die Freunde des Autors bestimmt. An eine Veröffentlichung war nicht gedacht, dennoch wurde das Manuskript, das in der Familie überliefert wurde, später bekannt. Eine unzureichende Veröffentlichung wurde 1884/85 in einer niederländischen Zeitschrift präsentiert.³ Der jiddischsprachig aufgewachsene israelische Wissenschaftler Shlomo Berger gab im Jahr 2002 eine moderne Druckversion mit ausführlicher Einleitung und Annotation heraus⁴, ein Jahr später veröffentlichte Jonathan Tal eine niederländische Übersetzung⁵. Eine deutsche Übertragung steht bisher nicht in Aussicht.⁶

Das „Vaterland“, wie Levie selbst seine Heimat nennt, war die Grafschaft Lippe.⁷ Nach eigenen Angaben wurde er um 1702 in Horn geboren, lebte als Kind bei Verwandten in Lemgo und besuchte die Schule in Brake, ging dann zu seinen inzwischen in Talle bei Lemgo lebenden Eltern und begab sich von dort am 2. Januar 1719 auf seine Reise.⁸ Abraham Levies Vater hieß dem Reisebericht nach Mendl und stammte aus Süddeutschland, er lebte um 1702 in Horn und zog einige Jahre später nach Talle. Der Name *Mend(e)l*

¹ Seinen Text beschließt er mit dem Namen „Lewi“, in seinen Heiratsverträgen werden die Formen „Levy“ und „Levie“ verwendet, s. SHLOMO BERGER, *Travels among Jews and Gentiles: Abraham Levie's Travelogue Amsterdam 1764*, Leiden u. a. 2002 (Hebrew Language and Literature Series, 3), 5.

² Berger zitiert die Aussage von Prof. Dr. Erika Timm, Universität Trier, 42, Fußnote 180.

³ ISRAELIETISCHE LETTERBODE, 10-11 (1884-1885), Edition durch M. Roest.

⁴ BERGER, *Travelogue*, Fußnote 1.

⁵ ELCHANAN TAL, *De Reisbeschrijving van Abraham Levie*, Schoorl 2003.

⁶ Freundliche Auskunft von Prof. Dr. Simon Neuberg, Fachbereich Jiddistik an der Universität Trier.

⁷ Die folgenden Angaben zu Levies Familie in Lippe verdanke ich der Quellenkenntnis und Hilfsbereitschaft von Roland Linde, Detmold.

⁸ Nach Berger und Tal war Levie dreimal verheiratet. Im Ehevertrag zur zweiten Ehe ist Lemgo als Herkunftsort angegeben, in dem zur dritten Ehe Talle.

konnte sowohl eine Koseform von *Menachem* als auch von *Immanuel* sein.⁹ Unter dieser Voraussetzung kann der Vater von Abraham Levie mit dem Schutzjuden Emanuel David in Talle identifiziert werden.¹⁰

1732 untersuchte die gräflich-lippische Rentkammer, wie viele begleitete oder mit Schutzbrief versehene Juden sich damals in der Grafschaft Lippe aufhielten. Im Bericht des Amtes Varenholz vom 31. März 1732 wird die Witwe des Emanuel David in Talle genannt.¹¹ Sie legte ein Geleit von 1701 für Meinberg vor, das 1708 auf Talle umgeschrieben worden war. In Meinberg lebten immer nur einzelne jüdische Familien, die sich zur Synagoge in Horn hielten. Da Abraham Levie nur die ersten Lebensjahre in seinem Geburtsort verbrachte, mag er die beiden benachbarten Orte in der Erinnerung verwechselt und den Ort der Synagoge als Geburtsort angegeben haben.

Ihr verstorbener Mann habe nie Schutzgeld gezahlt, so die weitere Aussage der Witwe Emanuel Davids, da er als Pedell amtiert hatte. Ein Pedell war neben dem Vorsänger (Lehrer) einer der beiden „Officianten“ (Bediensteten) einer Synagogen- bzw. Schulgemeinde.¹² Am 14. April 1733 richtete die „Vid[ua] Manuels, Schutz Jüdin in der Talle Amts Varnholtz“ an Graf Simon Henrich Adolph zur Lippe die Bitte, ihr Geleit auf ihre einzige Tochter zu übertragen. Da Abraham Levie inzwischen in Amsterdam lebte, war er an diesem lippischen Geleit nicht mehr interessiert. Der Landesherr übertrug daraufhin am selben Tag der Tochter das Geleit der Mutter.¹³

Levies Vater stammte aus Süddeutschland – warum er nach Lippe kam und wie er dort anfangs seinen Lebensunterhalt verdiente, bleibt unbekannt. Deutlich wird nur, dass es Beziehungen zu süddeutschen Familien gab, die ihrerseits bedeutende Handelsverbindungen unterhielten und angesehene Ämter in ihren Gemeinden ausübten. Genannt werden Aharon Markbreit in Nikolsburg und Samson Wertheimer, Hoffaktor in Wien und Heereslieferant für Kaiser Leopold I., der auf Grund seiner theologischen Kenntnisse auch zum Landesrabbiner von Ungarn und Mähren ernannt worden war. Man könnte vermuten, dass mit der Übersiedlung von Levies Vater in die Grafschaft Lippe Tätigkeitsfelder für diese Familien im deutschen Nordwesten eruiert werden sollten, wie das Klaus Pohlmann etwa für die Familie des Samuel Goldschmidt in Lemgo angenommen hatte¹⁴, aber mit solcher Spekulation ist die Grenze des dem Historiker Erlaubten schon überschritten.

Von Talle brach Levie am 2. Januar 1719 zusammen mit seinem Vater auf, von dem er sich vermutlich in Prag trennte, und nach Talle kehrte er im September 1723 zurück. Lippe galt der erste Tag seiner Reisebeschreibung. Wir erfahren dabei nicht viel über das Land. Die wilden Pferde des gräflichen Gestüts, die er kaum gesehen haben wird, haben es ihm mehr angetan als das Leben in der Stadt Detmold. Auch hier kann spekuliert werden, ob der Blick auf die landesherrliche Pferdezucht einem beruflichen Interesse entsprang, oder ob ihm dieses gräfliche Vergnügen einfach nur aufgefallen war – es ist immerhin eine Besonderheit, die bis heute im Gestüt der Lopshorner Pferde in der Senne fortlebt.¹⁵

⁹ JOACHIM ALBRECHT, Die Namen der Dresdner Juden als Quelle – 1746 bis Anfang des 19. Jahrhunderts, in: Medaon. Magazin für jüdisches Leben und Bildung 2, 2008, 10, online unter www.medaon.de/pdf/Q-Albrecht-2-2008.pdf.

¹⁰ URSULA OLSCHESKI, Kalletal-Talle, in: KARL HENGST (Hg.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe, Teilband Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Detmold, Münster 2013, 473-475.

¹¹ LANDESARCHIV NRW ABT. OWL, L 92 A Nr. 3599.

¹² KLAUS POHLMANN (Bearb.): Vom Schutzjuden zum Staatsbürger jüdischen Glaubens, Lemgo 1990, 45.

¹³ LANDESARCHIV NRW ABT. OWL, L 37 Nr. 438.

¹⁴ KLAUS POHLMANN, Der jüdische Hoffaktor Samuel Goldschmidt aus Frankfurt und seine Familie in Lemgo, 1670-1750, Detmold 1998 (Panu Derech, 15).

¹⁵ CORDULA MARX/AGNES STERN SCHULTE (Hg.), „... so frei, so stark ...“ Westfalens wilde Pferde. Essen 2002 (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Museum für Volkskunde, Bd. 21).

Dennoch soll dieser kurze Text im Faksimile und in Übertragung vorgestellt werden – als der Beginn einer „Cavalierstour“ besonderer Art, nicht die eines Adligen, sondern eines jüdischen Jugendlichen, der nach eigener Angabe schon lange von einer Reise durch Europa geträumt hatte und sie nun mit dem festen Vorsatz in Angriff nahm, auf alles Bemerkenswerte zu achten und es auch aufzuschreiben.

Wirklich spannend wird seine Schilderung erst für die Welt außerhalb Lippes. Er „wirft“, wie Shlomo Berger in der Einleitung zu seiner Textedition schreibt, „ein Licht auf viele Aspekte jüdischen Lebens im 18. Jahrhundert, einer Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Moderne, von Tradition und Wandel“.¹⁶ Er betont, dass Levie in seiner Person und mit seiner Reise ein typisches Phänomen dieses Übergangs darstelle. Die Reise allein sei eine Besonderheit, Levie zeige auf ihr keine Berührungspunkte, er habe keine Schwierigkeiten mit der christlichen Umgebung und ihren Gebräuchen, er besichtige Kirchen und beschreibe sie, er trinke Wein und genieße das Leben in Italien. Gleichzeitig aber bewege er sich im Netz der jüdischen Gemeinschaft, in deren Zentrum nach wie vor die jeweilige Synagoge stehe. Es war eine Gemeinschaft, in der Levie sein Leben lang, von Horn bis Amsterdam, vollständig integriert war.

Levies Reisebeschreibung ist ein kulturgeschichtlicher Gewinn, aber auch ein Genuss für Leserinnen und Leser, die über diese literarische Gattung andere Verhältnisse kennen lernen möchten. Es bleibt die Frage, woher diese „geweckte Lust“ des Siebzehnjährigen überhaupt kam, wer ihn beeinflusste, wer ihn vielleicht darin bestätigte. Mutig und optimistisch brach der Jugendliche einst in die Fremde auf - und lässt Leserinnen und Leser seines Berichtes noch fast 300 Jahre später daran teilhaben.

Anlage: Das Itinerar der Reise

Talle, Aufbruch am 2.1.1719

Detmold
Paderborn
Frankfurt
Mainz
Oppenheim
Worms
Nürnberg

Prag
Nikolsburg (6 Monate)
Pressburg

Wien (mehrere Monate)
Linz
Salzburg
Innsbruck

Bassano
Venedig
Pirano

¹⁶ BERGER, Travelogue, XI (Übersetzung A. Ruppert).

Triest
Friaul
Padua (6 Monate)
Vicenza
Verona
Mantua
Ferrara
Ancona
Rom (Februar 1721 – Mai 1723)
Neapel
Rom
Livorno (Rückzug von einer schon zugesagten Reise nach Kairo)

Frankfurt
Amsterdam

Lemgo und Talle, September 1723.

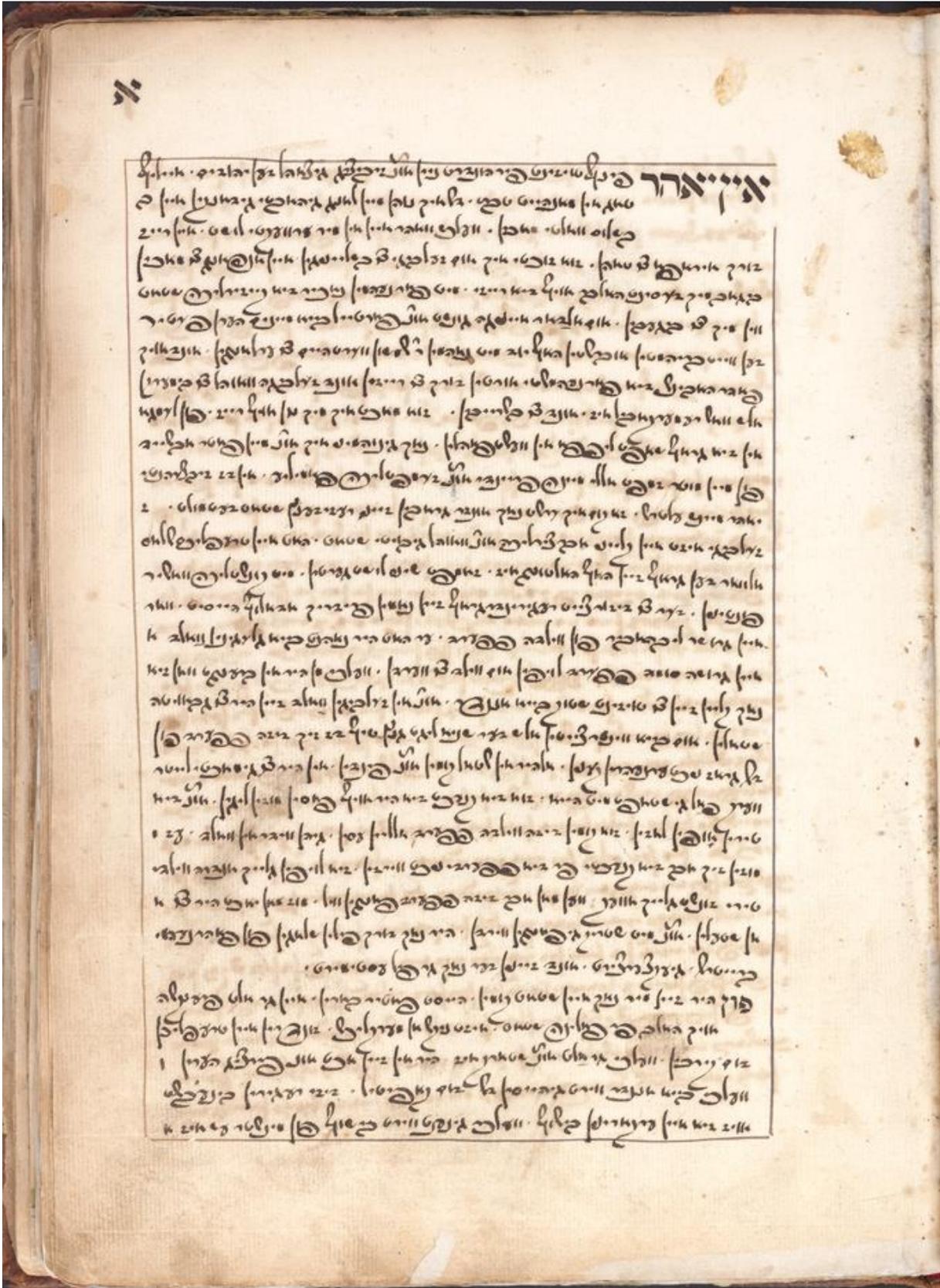


Abb. 1: Hier die Lippe betreffende Seite im Manuskript.

(Quelle: Universitätsbibliothek Amsterdam, „Bibliotheca Rosenthaliana“ unter der Signatur HS.ROS. 23).

Der Universitätsbibliothek sei für die Anfertigung des scans und Frau Dr. Rabel Boertjens für die Genehmigung zur Veröffentlichung gedankt.

Abraham Levies erster Reisetag¹⁷

Es war im Jahre 5479 nach jüdischer Zählung, am elften Tag im Monat Tewet¹⁸, dass ich mich entschloss, einen schon lange gehegten Gedanken umzusetzen, und zwar die in mir geweckte Lust, eine Reise durch Europa zu machen. Nun wollte ich sie endlich beginnen.

Ich habe mir für die Reise vorgenommen, die kaiserliche Stadt Wien zu besuchen, um dort einige Gunst und Vorteile bei meinem Herrn Vetter, dem weithin berühmten obersten Hofjuden mit Namen R[abbi] Samson Wertheim¹⁹, zu erlangen, und hatte mir auch vorgenommen, durch die bekanntesten Orte zu reisen, um dort auf Auffälliges zu achten und es zu beschreiben.²⁰

So machte ich mich nun im Alter von 17 Jahren von Lemgo aus auf die Reise, nachdem ich zusammen mit meinem Vater²¹ von meiner Mutter, allen meinen Freunden und sämtlichen Familien Abschied genommen hatte.

So kam ich zuerst zu unserem Grafen in seine Residenzstadt Detmold. Selbige ist eine kleine, aber schöne [zierliche] und wohl gebaute Stadt. Sie hat ein treffliches Schloss, allwo der Graf seine Hofhaltung hat, samt schönen Lustgärten mit künstlichen Wasserfontänen.

Der zu dieser Zeit regierende Graf namens Friedrich Adolf²² war ein großer Liebhaber wilder Pferde. Er hat hier bei dem nahegelegenen Wald eine große Anzahl Pferde laufen, um sie auszuwildern. Man bringt sie, wenn sie noch klein sind, zu Tausende zusammen. Im gleichen Wald gibt es eigens gebaute Ställe, und im Winter, wenn tiefer Schnee liegt, sodass sich diese Pferde nicht mehr vom Gras ernähren können, kommen sie in die Ställe und finden hierfür eigens angefertigte Futterkrippen vollgestopft mit Heu.

Die Knechte, die hier aufpassen, müssen es hinlegen und die Türen offen lassen. So kommen diese wilden Pferde von allein zum Fressen und gehen wieder in den Wald zurück. Die Knechte dürfen sich aber nicht vor den Pferden zeigen. Sie laufen sonst wie andere wilde Tiere gleich weg.

Wenn man aber diese Pferde fangen will, muss man eine Jagd durchführen und sie mit Seilen einfangen. Hiernach werden sie von erfahrenen Reitern mit vielen Peitschenhieben abgerichtet, danach werden sie hoch bewertet.²³

Von hier sind wir zu einer Stadt gekommen, die Paderborn heißt, eine ziemlich alte, eng gebaute und halb verfallene Stadt.

¹⁷ Übertragung von Andreas Ruppert.

¹⁸ Nach heutiger allgemeiner Zeitrechnung war der Abreisetag der 2. Januar 1719.

¹⁹ Samson Wertheimer, geb. 1658 in Worms, gest. 1724 in Wien. Wertheimer lebte seit 1684 als Hoffaktor in Wien. Wegen seiner theologischen Bildung war er zum Landesrabbiner von Ungarn und Mähren ernannt worden.

²⁰ Dieser und auch weitere Hinweise legen nahe, dass sich Levie während der Reise Notizen gemacht hat, die er nun verwenden konnte.

²¹ Der Vater hat ihn ein Stück weit begleitet, vermutlich haben sie sich in Prag getrennt.

²² Graf Friedrich Adolf regierte seit 1697 und war 1718 gestorben, sein Nachfolger war Graf Simon Henrich Adolph. Er regierte 1718 bis 1734.

²³ Die Anfänge des bis heute bestehenden Gestüts sind nicht bekannt; nach schweren Verlusten in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde es in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder aufgebaut. Die „Senner Pferde“ wurden als widerstandsfähige Arbeitstiere geschätzt, s. CORDULA MARX/AGNES STERNSCHULTE (Hg.), „... so frei, so stark ...“ Westfalens wilde Pferde. Essen 2002 (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Museum für Volkskunde, Bd. 21).

Der Kirchhof in Heiligenkirchen

von Joachim Kleinmanns

Noch heute umgibt ein ummauerter Kirchhof die über 800 Jahre alte Kirche im Detmolder Ortsteil Heiligenkirchen (Abb. 1). Das Gotteshaus steht exzentrisch nach Norden geschoben innerhalb dieser ungefähr kreisrunden Anlage. Hier wurden über Jahrhunderte die Toten des Kirchspiels, das auch Fromhausen, Hornoldendorf und Berlebeck umfasste, begraben (Abb. 2 und 3). Erst um die Wende zum 20. Jahrhundert wurde der Kirchhof durch die stark gewachsene Bevölkerung zu klein.

An den Brauch, die Verstorbenen im unmittelbaren Umfeld der Kirchen und teilweise sogar in ihnen zu bestatten, erinnern auf dem Heiligenkirchener Kirchhof zahlreiche Grabmäler aus dem 17. bis 19. Jahrhundert.

Südwestlich der Kirche stehen die Steine 1 bis 5 noch in der von Karl Möller 1942 skizzierten Lage (Abb. 4), aber nicht unbedingt in situ:

Nr. 1 (Abb. 5): Ein einfacher hochrechteckiger Sandstein, darauf in Kerbschnitt in Antiqua-Versalien und zentriert gesetzt die Inschrift „AUF DIESEM FRIEDHOF RUHEN IN GOTT / MAX TROOST/RITTERGUTBESITZER / AUS HORNOLDENDORF / 1819-1863 / MATHILDE TROOST / GEB. BOEHME / 1826-1885 / EVA MEISNER / GEB. TROOST / 1851-1873 / MAX TROOST / OBERSTLTN.A.D. /1847-1914 / ALICE TROOST / GEB. VON ROSSENBERG / 1861-1916 / JOH. KASPAR TROOST / RITTMEISTER / 1890-1918.“ Die Rückseite ist grob bossiert, so dass anzunehmen ist, dass der Stein ursprünglich gelegen hat.

Max Troost stammte aus Mülheim an der Ruhr, wo er laut Genealogischem Handbuch, Bd. 24, am 5. September 1819 geboren wurde. Er hatte das Rittergut 1858 von Clemens Albert Cäsar gekauft. Auf dem Gut ist er fünf Jahre später, am 18. März 1863, gestorben. Seine Frau Mathilde Boehme, geboren am 16. August 1826 in Eupen, hatte er am 25. April 1846 in Aachen geheiratet. Sie überlebte ihren Mann um 22 Jahre und starb am 12. Oktober 1885 in Detmold. Schon 13 Jahre zuvor, im Oktober 1872, hatte sie das Gut für 100.000 Taler an den Rentner Ebell in Hannover verkauft, von welchem es der Hannoveraner Baurat Ferdinand Walbrecht wenige Monate später, am 15. Februar 1873, für 120.000 Taler erwarb und beträchtlich auf 271.000 ha vergrößerte. 1939 schließlich ging das Gut für 900.000 Reichsmark an den Landwirt Ernst Oetker aus Pattensen an der Leine. Max jun. und Eva Troost waren Kinder von Max und Mathilde, Alice die Schwiegertochter und Johann Kaspar vermutlich der Sohn von Max jun. und Alice.

Nr. 2 (Abb. 6 und 7): Ein hochrechteckiger Sandstein, bekrönt von einem eingerückten Halbkreisbogen, darin die Rose. Sie ähnelt der lippischen Rose, doch ist sie hier sicherlich als christliches Symbol zu lesen. Demzufolge bringt die Farbe der Rose »die Blume in Verbindung mit dem allerheiligsten Blut, vergossen von der göttlichen Liebe, um die Menschen zu erlösen. [...] aus dem Blute des Heilandes [blühen] die reichsten Rosen der Liebe auf. Die Seele wird zur Biene, die nach der Seitenwunde Jesu wie zur süßen Rose fliegt.«¹

Auf dem Stein darunter ein gerahmtes Feld, in Flachschnitt die Inschrift: „HIER / RUHT ERNST / SPRENGER / N. 10 ZU BER= / LEBECK GE= / STORBEN / DEN 21^{STEN} / IUNI 1832 IM / EINEM AL= / TER VON 61 / IAHREN UND / 4 MONAT“, recto im Bogenfeld ein Stern, darunter in

¹ WOLFGANG MENZEL, Christliche Symbolik. Regensburg 1854, 279.

Flachschnitt die Inschrift: „EIN / DENCKMAHL / DER / LIEBE / GEWEIHET / VON SEINER / EHEFRAU IL= / SEBEIN DRI= / MANN AUS / HIDDESEN.“

Nr. 3 (Abb. 8 und 9): Ein hochrechteckiger Sandstein, oben mit einem gleichschenkligen rechteckigen Giebel abgeschlossen. In dem Dreieck zwei sich umfassende Hände, von denen die rechte durch das Wundmal als die Hand Christi zu lesen ist. In dem Rahmen mit eingebogenen Ecken darunter in Kerbschnitt und deutschen Druckbuchstaben (lediglich die lateinischen Wörter Numero und October in lateinischer Schreibschrift) die Inschrift: „Hier ruhet / Johann Conrad / Töttemeyer / von Nro. 4 zu / Heiligenkirchen / ist geboren / den 11^{ten} Ocktober / 1770 / und gestorben / den 25^{ten} Januar / 1848“, recto oben ein zwölfstrahliger Stern, darunter die nur noch schlecht lesbare Inschrift. „Jesu [laß] / mich nicht allein / sonst kann ich nicht / selig sein. Ja, wo will / ich Armer hin, wenn / ich ohne Jesu bin? / [Nun so] komm du / Herzensfreund! / Sieh doch meine / Seele weint, denn / sie wünscht mit / [Heimweh-Pein mit dir ganz ein Geist zu sein.]“²

Nr. 4 (Abb. 10 und 11): Nach dem Muster von Nr. 2 im 20. Jh. nachgearbeiteter Grabstein, Sandstein, im Detail das Bogenfeld und die Profile abweichend. Im Bogenfeld eine Rose, darunter in Antiqua-Versalien: „HIER RUHET / ADOLPH SPRENGER / AUS BERLEBECK / GEBOREN DEN 20 / NOVEMBER 1801 / GESTORBEN DEN / 21 IANUAR 1840“, recto eine Blüte, darunter: „ER SOLL UNS UNVER= / GESZLICH SEIN / SEIN HERZ SO LIE= / BEND FROMM UND / REIN MIT TRUG UND / FALSCHHEIT UNBE= / KANNT RUHT NUN IN / GOTTES VATER= / HAND.“

Zwischen Grabstein 4 und 5 kommen im Wurzelbereich eines Baumes zwei Sandsteinfragmente zu Tage, auf denen keine Inschrift zu sehen ist, die aber offensichtlich Bestandteile einer Grabstelle sind.

Nr. 5 (Abb. 12): Ein vertikal zweigeteilter Sandstein, oben beide Teile jeweils mit eingerückten Halbkreisbögen geschlossen. Der Stein muss ursprünglich tiefer im Erdreich gesteckt haben, daher ist anzunehmen, dass er hier nicht mehr in situ steht. Die Inschriften in Flachschnitt in Antiqua-Versalien, links: „ANNO 1662 / IST IOHAN CASPAR / WAHRWEG GE= / BOHREN UND 1722 / GESTORBEN SEIN / ALTER 69 IAHR / IOHAN AM X.V. [X,12] / ICH BIN EIN GUTER HIRTE EIN GUTER / [nicht mehr gut lesbar, aber nach dem NT zu ergänzen: HIRTE LÄSST SEIN LEBEN FÜR DIE SCHAFEN]“, rechts: „ANNO 1647 / IST IOHAN CASPAR / WAHRWEG SEINER / ANNA CATHARINA / WAHRWEGS GEBOH / REN UND 17 IN DEM / HERRN ENTSCHLAFEN / IHRES ALTERS [...] / [...]“. Das Todesjahr der Ehefrau ist nicht eingemeißelt – nur das Jahrhundert, nicht Jahr und Jahrzehnt. Offenbar wurde der Stein schon beim Tod des Mannes vorbereitet und später nicht vollendet, vielleicht auch, weil Anna Catharina andernorts gestorben ist? Der Hof Warweg, auch der „kleine Teut“ genannt, entstand durch Abtrennung vom Hof Teutmeier (früher: Tötemeier). Er liegt oberhalb der Unteren Wegs, Warweg 7. Die Rückseite des Steins ist sorgfältig bearbeitet, aber frei.

1942 waren südwestlich der Kirche noch weitere Steine vorhanden, wie eine Skizze von Karl Möller aus dem Schling vom 29. August 1942 dokumentiert (Abb. 4).³ Er kartiert folgende:

Joseph Henrich Möller, geb. Beckemeyer, geb. am 5. Dezember 1715 in Berlebeck, gestorben am 7. Juli 1810 in Berlebeck, sowie vier Grabsteine der Familie Köllermeier, nämlich von Süd nach Nord Heinrich, Emilie geb. Töttemeyer, Johann und H. geb. Töttemeyer sowie Wilhelmine Florentine Henriette Köllermeyer geb. Köllermeyer, außerdem ein Doppelgrab, vermutlich der Familie Wahrweg. Im südöstlichen Viertel

² Ergänzt nach JOHANNES GOBNER, Schatzkästchen enthaltend biblische Betrachtungen ... Leipzig 1830, 51: Altes Testament, Mel. 11,4.

³ <http://www.nhv-ahnenforschung.de/grabsteine/Heiligenkirchen.htm> (Letzter Aufruf: 30. August 2017).

lagen ein Doppelgrab der Familie TötEMEYER von Carl August TötEMEYER und Friederike Karoline Henriette KöllERMAYER (Danhäuser) sowie drei weitere nicht mehr näher bezeichnete Gräber von TötEMEYER, vermutlich WaterMEYER und Wantrup. Außerdem stand hier ein Kriegerdenkmal für die Gefallenen von 1914/18.

Unmittelbar hinter dem Kirchhofeingang rechts verzeichnete Möller vier Gräber für Groten, Steins und Beins. Im Nordosten wird das Grab von Wilhelm Zeiß (1804-23. Mai 1887) und seiner Frau Friederike geb. Nagel (1808-14. Juli 1887) dokumentiert. Hierbei handelt es sich möglicherweise um das schmiedeeiserne Kreuz (s. u. Nr. 7). Möller notiert außerdem »Hier stehen die zugewachsenen Steine in den Bäumen«. Bei diesen handelt es sich um die nachfolgend dokumentierten Grabsteine Nr. 6 und 8-15, die von der Kirchengemeinde anlässlich der 1000-Jahr-Feier 2015 freigelegt, gereinigt und neu aufgestellt wurden (Abb. 13). Vor diesen Steinen liegt in der Wiese ein Kreuz aus poliertem schwarzem Granit mit einem Palmzweigornament.

Die 2015 wieder aufgestellten Grabsteine sind:

Nr. 6 (Abb. 14 und 15): Hochrechteckiger Sandstein mit eingerücktem Bogenfeld abgeschlossen, im Bogen ein Lilienornament, das Inschriftfeld darunter mit einem Efeufries gerahmt. Der immergrüne Efeu gilt im Christentum als Symbol der Treue und des ewigen Lebens. In Kapitälchen in Kerbschnitt „HIER RUTH IN GOTT / MATHILDE HENRI= / JETTE WILMIENE/DIRCKSMAYER, / N^o 55 ZU BERLEBECK / GEB. STOCKMEIER / VON N^o 56 DASELST, / GEB. den 30^{ten} OCT. / 1829. GST. den 28= / ^{ten} FEBR. 1867 / EINS NUR HAT MICH / DURCHGEBRACHT / HEILAND DAS DU / WARST GESCHLACH= / TET.“ Recto unter einem siebenstrahligen Stern, der von zwei Rosen flankiert wird in Kapitälchen in Kerbschnitt: „WIE SELIG DIE RUH / BEI JESU IM LICHT, / TOD, SÜNDE, UND / SCHMERZEN DIE / KENNT MAN DORT / NICHT, DAS RAUS= / CHEN DER HARFE / DER LIBLICHE KLANG / BEWILKOMT DIE / SEELE MIT SÜSEN / GESANG RUH, RUH, / HIMMLISCHE RUH, / IM SCHOSE DES MIT= / LERS, ICH EILE DIR / ZU.“ Dieser Grabspruch stammt aus Zions-Harfe, einer geistlichen Liedersammlung von 1863.⁴

Nr. 7 (Abb. 16): Schmiedeeisernes Kreuz auf Sandsteinsockel, auf dessen abgeschrägter Vorderseite ein Inschriftfeld, dessen Inhalt nicht mehr lesbar ist, womöglich das von Möller als Grab des Pastors Emil Zeiß und seiner Frau Friederike identifizierte (s.o.).

Nr. 8 (Abb. 17): Schlichter, niedriger Stein, der obere Bogenabschluss im Ansatz noch erkennbar, aber abgebrochen. In Antiqua-Versalien die Inschrift „ANNO 1716 / IOHAN.FRIEDE / RICH.STROMEI / ER.IST GESTOR / BEN DEN 15 IAN / SEINES ALTERS / 79 IAHR.“ Dazu gehört der gleichartige benachbarte folgende Stein.

Nr. 9 (Abb. 18): „ANNO 1716 / ANNA ELISA / BETH.STROMEI / ERSCHE.IST.GE / STORBEN.DEN / 27 IAN. IHRERS / ALTERS 75 IAHR.“ Die Rückseiten sind jeweils sorgfältig bearbeitet, aber leer.

NR. 10 (Abb. 19 und 20): Ähnlich den Grabsteinen Nr. 4 und 6, jedoch ohne Rahmen. Im Bogen ein achtstrahliger Stern, darunter, noch im Bogen beginnend die Inschrift: „Hier Ruhet / Catharina Dorothea / Christina Steins zu / Hornoldendorf Geb. / Den 28ten Augst 1781 / Gestorben Den 16ten / Sept 1800 an der Ruhr / Alt geworden 19 Jahr / und 19 Tage / In Offenb Joh III Jacobus XI / Selig sind die [Toten] die in dem / Herrn sterben von [nun] an ja / der geist spricht das [sie ru] / hen von ihrer arbeit den / ihre werke folgenach.“ Dieser Grabspruch stammt aus der Offenbarung des Johannes (Kap. 14, Vers 13). Recto eine Rose, darunter: „Hier wil ich nun ewig woh / nen Hinterblibne gute nacht / Eure treu wird Gott beloh

⁴ Zions-Harfe: Eine Sammlung von Geistlichen Liedern zum Gemeinschaftlichen Gebrauch. Winnenden 1863, Lied 570, Strophe 2, mit Textabwandlung (in der Rubrik „Ewiges Leben“).

/ nen Die ihr habt an mir vol / bracht. Allen [?] eine anver / wandte freunde nach / barn und bekante lebet / wohl zu guter nacht – / Gott sey lob es ist voll- / bracht.“ Dieser Text stammt aus einem Gesangbuch.⁵ Jedoch lautet der originale Liedtext: „Liebsten Kinder und Verwandten, Schwäger, Freunde und Bekannten.“ Der Stein ist nicht tief genug ins Erdreich eingelassen.

Nr. 11 (Abb. 21): Ähnlicher Stein wie Nr. 4 und 6, im gerahmten Bogenfeld eine Rose, in den unteren Bogenzwickeln ein Fächerornament. Das Inschriftfeld mit einem Blätterfries gerahmt. In Flachschnitt und Antiqua-Versalien die Inschrift: „HIER RUHET AN= / NA KATHARINA / ELISABETH STEINS / GEBORNE RÖWE / AUS SCHMEDISSEN / EHEFRAU DES KON= / RAD STEINS N° 2 / IN HORNOLDENDORF. / SIE GING ZU IH= / RER RUHE EIN AM / 4TEN JUNI 1820 / IN EINEM ALTER / VON 82 JAHREN / NACHDEM SIE TREU / GEWIRKET, SO / LANGE ES TAG / WAR.“ Recto im schlicht gerahmten Bogenfeld Stern oder Blüte aus sieben Lanzettblättern, jedoch kein Textfeld darunter. Der Stein ist ebenfalls nicht tief genug eingelassen.

Nr. 12 (Abb. 22): Schlichter Sandstein mit bogenförmigem Abschluss (so waren auch die beiden Steine Nr. 8 und 9 ursprünglich gestaltet), darauf in Kerbschnitt in Antiqua-Versalien die Inschrift: „HIER RUET IN GOT / IOHAN ANTON / MEIER ZU WAND / TRUP IST GEBOREN / ANNO 1719.DEN.30. / IULIUS IST GESTOR / BEN ANNO 1760 DEN / 27 FEBRUARIUS / SEINES ALTERS 40 / IAHR UNDT 7 MONAT“. Die Rückseite ist leer. Hof Wantrup war damals der größte Hof in Heiligenkirchen und der einzige Vollmeier. Er liegt oberhalb des Unteren Wegs „Am Rautenberg“.

Nr. 13 (Abb. 23 und 24): Rechteckiger Sandstein mit eingerücktem Halbkreisbogen geschlossen. Im Bogenfeld in einem Blätterkranz eine Rose, in den Zwickeln Wirbel. Darunter ein schlicht gerahmtes Feld, darin in lateinischer Schreibschrift: „Hier ruhet / Johan Berend / Meier zu Wantrup / geb. Wantrup / geb. 22. Juni 1719 / gest. 6. November 1861“, recto die Inschrift: „Psalm 90.10. / Unser Leben währet sieben= / zig Jahr und wens hoch / kommt, so sinds achtzig / Jahr und wens köstlich / gewesen ist, so ists Mühe / und Arbeit gewesen.“

Nr. 14 (Abb. 25 und 26): Hochrechteckiger Sandstein, oben mit einem gleichschenkligen rechteckigen Dreieck geschlossen (ähnlich Nr. 3). Im gerahmten Dreieck eine Rose, darunter im profilierten Rahmen in Kerbschnitt und mit deutschen Druckbuchstaben (lediglich die lateinischen Begriffe Nro. und Septb. in lateinischer Schrift) die Inschrift: „Hier ruhet / Louise Meier zu / Wantrub von Nro. 1 / in Heiligenkirchen, / geborne Kruse / aus Lasbruch, / Amt Sternberg, / ist geboren 1776. / und gestorben / den 28^{ten} Septb. / 1850.“ In den eingebogenen Rahmenecken oben Blüten-, unten Blattornament. Rückseitig im gerahmten Dreieck eine dreiblütige Blume, darunter in deutschen Druckbuchstaben in Kerbschnitt: „Man les und schau / den Grabesstein / Mein Freund ist mein / und ich bin sein. / So ruh ich nun in / meines Hirten Armen, / Er kann und will mein / ew'ger Friede sein, / mein Schmuck und / Ehrenkleid ist sein / Erbarmen, und sein / Verdienst macht mich / gerecht und rein.“ In den eingebogenen Ecken des profilierten Rahmens oben sechsstrahliger Stern, unten ein Blattornament.

Nr. 15 (Abb. 27): Hochrechteckiger Sandstein mit eingezogenem Bogenfeld. Im Bogen ein achtfach geflügelter Engelskopf, darunter ein ovales Inschriftfeld, von einem Blätterkranz gerahmt. In Flachschnitt und Antiqua-Versalien: „ANTHAN / HENRICH STROH / MEYER.IST.GEBOHREN / DEN 2.A.1703.GESTOR= / D.15 MAY.1729.S.ALTER / 26 J.TEXTUS.PHILIPPE / KAPPITEL.IV 21.DEN / CHRISTUS.IST MEIN / LEBEN STERBEN / IST MEIN G.W.“ Die Rückseite ist ohne Dekor, jedoch sorgfältig scharriert.

⁵ Vollständiges Gesang-Buch in einer Sammlung alter und neuer Geistreichen Lieder. Altona 1752, Lied 933, Strophe 8.

Nicht mehr auf dem Kirchhof vorhanden ist ein Grabstein für die Eltern und vier Söhne der Familie Beins in Hornoldendorf, die Anfang des 19. Jahrhunderts verstarben.⁶ Der Stein befindet sich in der Sammlung des Lippischen Landesmuseums und war 2008 noch davor aufgestellt. Wilhelm Pecher hat die Rückseite um 1920 in situ auf dem Kirchhof fotografiert (Abb. 28). Der Stein hat oben ein eingezogenes Bogenfeld, darin zwei Rosen und ein siebenstrahliger Stern. Darunter in einem Rahmen in Flachschnitt und Antiqua-Versalien die Inschrift: „HEINRICH BEINS No. 10 IN / HORNOLDENDORF UND KARO= / LINE GEB. BRODERS AUS / WÖBBEL, ÄLTERN DER HIER / RUHENDEN KINDER.“ Auf der Rückseite zeigt das Bogenfeld zwei Kränze, darüber im Scheitel einen siebenstrahligen Stern, darunter vier Engelgestalten und in einem schlichten Rahmen die Inschrift: „ACH, ACH IHR DUNKELN / GRÄBER, WIE HABT IHR / UNS BETRÜBT VIER UN= / SERER SÖHNE HABT IHR / EMPFANGEN UND IN STAUB / UND ASCHE VERWANDELT / DOCH SO WOLLTE ES GOTT / DER SIE UNS GAB UND NAHM / WAS ER THUT, DAS IST / WOHL GETHAN.“ Darunter in vier einzelnen Feldern nebeneinander: „FRITZ STARB AM 9. FEBR [1820] / AUGUST STARB AM 27. OCTBR [1819] / SIMON STARB AM 30 JAN. [1819] / SIM. MOR. STARB AM 5. JAN [1810].“ Nach dem Trauregister im Kirchenbuch Heiligenkirchen hatte die Eheschließung von „Johann Henrich Conrad Beins Witwer u. Straßenk. Nr. 10 zu Hornoldendorf und Karoline Wilhelmine Dorothee, weil. Simon Henrich Broders Halbmeiers Nro. 2 zu Wöbbel ehel. Tochter“ am 15. September 1804 in Heiligenkirchen stattgefunden.

Die Sterberegister im Kirchenbuch führen die Kinder mit genaueren Angaben auf: 1820 unter lfd. Nr. 2 Johann Friedrich Conrad Beins, gestorben in Hornoldendorf an Scharlachfrieseln am 9. und begraben am 12. Februar, 3 Jahre 9 Monate und 11 Tage alt; 1819 unter lfd. Nr. 32 Heinrich August Beins, gestorben in Hornoldendorf an Bräune [Diphtherie] am 27. und begraben am 30. Oktober, 10 Monate 3 Wochen und 6 Tage alt; 1819 unter lfd. Nr. 2 Johann Friedrich Simon Beins, gestorben in Hornoldendorf an Keuchhusten am 30. Januar und begraben am 2. Februar, 5 Jahre, 3 Monate und 1 Woche alt; 1810 unter lfd. Nr. 2, Johann Simon Moritz Beins, gestorben in Hornoldendorf an Brustkrankheit [Lungentuberkulose] am 4. und begraben am 6. Januar, 1 Jahr, 11 Monate und 2 Wochen alt.

Die Rückseite eines weiteren Grabsteins überliefert Pecher mit einer Fotografie (Abb. 29). Es handelt sich um einen Doppelgrabstein, oben mit zwei Bögen endend. In diesen Bögen sehen wir kreisrunde Rosenornamente, seitlich von Voluten gestützt. Auch die Seiten des Steines sind volutenförmig ausgearbeitet. In Flachschnitt steht auf der linken Hälfte: „TEXTUS / PSALM: 25: V[ers]: 1: [und] 2 / NACH DIR HERR / VERLANGET MICH / MEIN GOTT ICH / HOFFE AUFF DICH / LAS MICH NICHT / ZU SCHANDEN / WERDEN“, auf der rechten Hälfte: „TEXTUS / PSALM: 31: V: 6 / IN DEINE HANDE / BEFEHLE ICH / MEINEN GEIST / DU HAST MICH / ERLOSET HERR / DU GETREUER / GOTT.“⁷ Da kein Foto der Vorderseite vorliegt, wissen wir leider nicht, für wen dieser Stein aufgestellt wurde.

Ein weiteres Grabmal ist die Grabplatte für den Haustenbecker Pfarrer Winandt (Abb. 30). 1939 wurde sie nach Heiligenkirchen gebracht. Dies hatte der Heiligenkirchener Pfarrer Otto Voget veranlasst, da das Dorf Haustenbeck für einen Truppenübungsplatz aufgegeben wurde. Denn Winandt war, bevor er nach Haustenbeck versetzt worden war, in Heiligenkirchen Pfarrer gewesen. Das 1659 gegründete Dorf Haustenbeck hatte 1677 eine eigene Kirche bekommen. Ab 1937 musste es dem Truppenübungsplatz weichen. 1939 waren die letzten Bewohner umgesiedelt.

⁶ WOLFGANG BECHTEL, Alte Grabsteinplatten am Lippischen Landesmuseum in Detmold, www.nhv-ahnenforschung.de/grabsteine/Detmold-Landesmuseum.htm (Letzter Zugriff: 26. September 2017).

⁷ In der heutigen Bibelübersetzung ist der Wortlaut dieser Psalmen modernisiert.

Winandt war, wie es bei Pfarrern üblich war, im Chor der Haustenbecker Kirche bestattet worden. Der Stein war Teil des Bodenbelags der Kirche. Die daher abgetretene Inschrift wurde von dem Steinbildhauer Robert Henckel (8. November 1877-8. April 1946) aus Horn nachgearbeitet, und der Stein dann vor der Kirchenmauer an der Südseite des Chors aufgestellt. Die Inschrift lautet: „HIER VNTER IST BEGRABEN / D· WOLEHRW· HERR P· IOACHIM / WINANDT· GEBOHREN / HESS·AO·1623·D VER· / EHLIGET·1650·MIT D· EHR· / UND THVGENDSAHMEN ANNA / MARGARETA CRONEMEYER.“ Hier wird die Inschrift unterbrochen durch eine ovale Wappendarstellung, der Schild geschuppt, als Helmzier ein Schwan(?), rundum mit Ranken geschmückt. „BERVFFEN NACH IM / NACH·HEIL·KIRCHEN 1653·NACH / D·HAVSTENBEK 1671·GEST·AO· / 1703·D·19·N·D·26·N·BEGRABEN / ALT 80 IAHR / LEICH·TEXT·ESAIS 38 V·1· / BESTELLE DEIN HAVS DAN DV / MVST STERBEN VND NICHT / LEBENDIG BLEIBEN.“

Wilhelm Butterweck hat in seiner Auflistung der Heiligenkirchener Pastoren zu Winandt notiert, dass dieser aus Gravenstein [Greibenstein, JK] in Hessen stammte.⁸ In Heiligenkirchen, wo er seit 1653 Pfarrer war, wurde er wegen seines anstößigen Lebenswandels und seiner Untreue 1669 abgesetzt.⁹ 1671 wurde er auf seine Bitte als „Proponent und Schulmeister“ nach Haustenbeck versetzt, wo er 1703 starb.

Auf dem Chor des Heiligenkirchener Gotteshauses waren nach Butterweck¹⁰ in den 1920er Jahren noch folgende Geistliche begraben: der erste reformierte Pfarrer, Heinrich Windt, gestorben am 15. März 1608, sein Nachfolger Henrich Wetter, gestorben 1636, sowie Friedrich Christoph Pustkuchen, gestorben am 26. Juli 1775. Diese Gräber sind vermutlich mit der archäologischen Untersuchung 1969 verloren gegangen.

1663 war an der Nordseite des Langhauses, unmittelbar an den Chor anschließend, die Gruft der Familie von Hammerstein angebaut worden. 1614 hatte der lippische Rat Hans Adam von Hammerstein (1579-1653) die 1610 von Graf Simon VI. gegründete Domäne im benachbarten Hornoldendorf, das zur Pfarrei Heiligenkirchen zählte, pfandweise übernommen, da der Graf bei Gesamtschulden von rund 700.000 Talern die 12.000 von Hammerstein geliehenen Taler nicht zurückzahlen konnte. Hammerstein saß hier bereits seit der Domänenegründung als Verwalter („Hofmeister“) und hatte erhebliche Eigenmittel in die Bauten gesteckt. Er erreichte, dass die Domäne nun den Status eines adeligen, erblichen und landtagsfähigen Rittergutes erhielt.

Als Hammerstein 1643 zum dritten Mal heiratete, vermachte er seiner neuen Ehefrau Leveke von Münchhausen (1616-1675) das Gut als künftigen Witwensitz. Immerhin war er 37 Jahre älter als seine Braut. Zehn Jahre nach dem Tod ihres Mannes ließ die Witwe die Familiengruft errichten. Sie war durch eine Treppe mit dem Kirchenschiff verbunden. 1685 wurde auch Hans Adams Neffe Friedrich Christoph von Hammerstein (1608-1685) hier beigesetzt. Er war kinderlos geblieben, daher stiftete der seit Levekes Tod auf dem Rittergut Hornoldendorf sitzende Sohn Christoph Ludolf von Hammerstein (1646-1728) seinem Vetter 1686 ein gusseisernes Epitaph. Diese Gedenktafel befindet sich heute innen an der Nordwand des Langhauses. Die der Überlieferung nach von Gottfried Wilhelm Leibnitz (1646-1716) formulierte Inschrift lautet: „Memoriae / Friderici Christophori / de Gente ex Arce Rheni / Hammerstein / nati Boeckelhemii in Palatinatu / XV Septem. Anno Christi MDCVIII / patre Johanne Wernero, / gre / matre Marta a Sponheim / qui / ubicum Gustavo Adolpho Suecorum Rege / in Germaniam tantum miles appulit, inde / per omnes gradus in aedem legione ad / tribuni et postremo in exercitu ad / praefecti vigilarum generalis / honorem pernevit / tandem pace reddita patriae / sere(re) nissimorum ducum Brunovicensium / copiis cum summo imperio / praefuit

⁸ WILHELM BUTTERWECK, Die Geschichte der Lippischen Landeskirche. Schötmar 1926, 415.

⁹ HERMANN WENDT, Das ehemalige Amt Falkenberg. Geschichte der Gemeinden Berlebeck, Fromhausen, Heiligenkirchen, Holzhausen, Hornoldendorf, Oesterholz-Haustenbeck (Lippische Städte und Dörfer, 4). Lemgo 1965, 54.

¹⁰ Wie Anm. 6.

/ obiit coelebs in Öhlendorf Lipsiens. Comitatus / XII Ocktob. Anno Christi MDCLXXXV / Sepulchri monumentum / consobrino bene de gente merito posuit / Christophorus Ludolphus / de Hammerstein / Anno Chr. MDCLXXXVI.“ Nach der Übersetzung bei WENDT:¹¹ „Zum Gedächtnis an Friedrich Christoph von Hammerstein aus dem Geschlechte der Burggrafen vom Rhein. Geboren in Böckelheim in der Pfalz [Schloss an der Nahe zwischen Bad Kreuznach und Bad Sobernheim] am 15. Sept. im Jahre des Herrn 1608 als Sohn des Johann Werner und seiner Frau Martha von Sponheim. Er kam mit dem Schwedenkönig Gustav Adolph nach Deutschland und durchlief in demselben Regiment alle Dienstgrade bis zum Oberst und schließlich im Heer bis zu der des Generales der Wachtruppen. Er hatte schließlich, nachdem der Friede dem Vaterland geschenkt war, den Oberbefehl über die Truppen der erhabenen Herzöge von Braunschweig. Er starb als berühmter Mann in Öhlendorf in [der Grafschaft] Lippe. Am 12. Oct. i.J.d.H. 1685 wurde er zu Grabe getragen. Dies Grabmal setzte dem um das Geschlecht sehr verdienten Vetter Christoph Ludolph von Hammerstein im Jahre des Herrn 1686.“

Beim Abbruch der Gruft zwei Jahrhunderte später, 1863, wurden außer dem Epitaph auch ein Wappenstein und ein Inschriftstein aufbewahrt und als Spolien eingebaut. Der Wappenstein zeigt die Wappen des Hans Adam von Hammerstein und der Leveke von Münchhausen. Er ist 1663 datiert und sicherlich im Zusammenhang mit dem Bau der Familiengruft zu sehen. 1863 wurde er innen an der Südwand des Chors angebracht.

Ein Stein, der an die Stifterin der Familiengruft erinnern soll, hat 1863 seinen Platz außen unter der neuen Fensteröffnung an der Nordwand gefunden, wo er auf die hier ehemals vorhandene Gruft hinweist (Abb. 31). Der Text – soweit noch lesbar – lautet: „ETTL.XMMX SEPVLCCHRALE / VT CONDAT CINERES ET SVOS VMBRAS [ET] SVO / RVM HAMMERSTEINIADVM POSVIT HOC / GENETRIX NOBILIS ILLA FVIT GENERE ET VIR / TVTE PROBATA CAETERA [Q]VID LETHI SIC / MEMOR ILLA FVIT SIT SVA LAVS IGITUR / PIETATI LE[C]TOR [ET] IPSE CVM / SIS MORTIIS [QU]OD MORIERE [SCIAS].“¹²

Bis nach dem Zweiten Weltkrieg stand im Südosten des Kirchhofs auch noch ein Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. 1934 übernahm der Kriegerverein das Denkmal. Die Gemeinde zahlte für die Instandhaltung einen Zuschuss. Die Unterhaltung der Wege wurde dem Kriegerverein übertragen.¹³ 1948 stand auch im Schling noch ein Kriegerdenkmal am Ellernbruchweg, nahe der Einmündung zur Denkmalstraße.¹⁴ Damals wurde es von der Gemeinde übernommen. Vorher war eine Interessengemeinschaft zuständig.¹⁵ Beide Denkmäler wurden spätestens 1962 anlässlich der Gestaltung eines neuen Ehrenmals für die Gefallenen beider Weltkriege entfernt. Die Gemeinde richtete damals in der Turmhalle eine neue Gedenkstätte ein. Den Entwurf für die drei schlichten Namenstafeln hatte der in Lippe aufgewachsene Grafiker und Kunsterzieher Conrad von Witzleben-Wurmb (geb. 1933) 1960 gemacht. Er nutzte dazu die von Rudolf Koch gestaltete „Offenbacher Schrift“.¹⁶ Die Tafeln nennen die Namen und Lebensdaten der Gefallenen beider Weltkriege aus Hornoldendorf und Heiligenkirchen.¹⁷

¹¹ WENDT 1965, 195.

¹² Ergänzungen nach WENDT 1965, 194.

¹³ Protokollbuch der Gemeinderatssitzungen 1882–1945, www.1000jahreheiligenkirchen.de/Protokollauszuge_1882_bis_1945.pdf (Letzter Aufruf: 27. September 2017).

¹⁴ Auskunft von Günter Zahn, Heiligenkirchen, 18. Oktober 2017.

¹⁵ Gemeinderatsprotokolle 1945–1969, www.1000jahreheiligenkirchen.de/Gemeindepolitik_1945_bis_1969.pdf (Letzter Aufruf: 27. September 2017)

¹⁶ „Conrad von Witzleben-Wurmb wurde 1933 Bremervörde geboren und studierte 1953 bis 1957 in Hannover bei Friedrich Heinrichsen, einem bedeutenden Schüler des Altmeisters Rudolf Koch. Koch hat mit der ‚Offenbacher Schrift‘ eine ausdrucksstarke Schrift geschaffen und sich stark für die Förderung des christlichen Kunsthandwerks eingesetzt: Leuchter, Altarbehänge, Abendmahlsgeräte und Kreuze. Seit seinem 1923 erschienenen Zeichenbuch waren seine Inschriften und Symbole so beherrschend, dass nahezu jede Evangelische Kirche in Deutschland von seinem Stil beeinflusst war. Es ist daher verständlich, dass sich

Als wegen der Bevölkerungszunahme um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert der Kirchhof keinen Platz mehr für zusätzliche Gräber bot, wurde 1904 ein separater Friedhof („Totenhof“) auf Pfarrland angelegt. Der Weg dorthin erhielt den Namen „Friedhofsweg“ (heute: Richard-Thiemann-Straße). Die Namen der umliegenden, später bebauten Straßen (Auf der Kirchbreite, Kirzhöhe) weisen noch darauf hin, dass das Land hier einstmals der Kirche gehörte. Nach 1904 wurden auf dem alten Kirchhof nur noch in den bestehenden Familiengräbern Bestattungen vorgenommen. Die letzte erfolgte in den 1920er Jahren. 1953 endete die Möglichkeit dazu mit der neuen Friedhofsordnung vom 15. Mai endgültig. Mit der letzten großen Kirchenrenovierung wurde der Kirchhof 1969 dann eingeebnet. Seit 1985 ist die Kirche mitsamt Kirchhof, Grabsteinen und Umfassungsmauer in die Denkmalliste der Stadt Detmold eingetragen.

auch v. Witzleben mit Schrift- und Sakralkunst einen Namen gemacht. Sein kirchliches Hauptwerk ist das Matthias-Claudius-Fenster in Lagenhagen Krähenwinkel. [...] Von 1957 bis 1975 wirkte C. von Witzleben als Freier Grafiker im Raum Hannover, von 1975 bis 1998 als Kunsterzieher an den Gymnasien Burgwedel und Isernhagen. Seit 1998 ist er als Maler, Grafiker und Diplom-Designer in Isernhagen tätig.“ Unter <http://www.marktspiegel-verlag.de/lehrte/lokales/drei-kuenstlerinnen-stellen-in-der-mini-galerie-arche-in-lehrte-aus-d49889.html> (Letzter Aufruf: 23. August 2017).

¹⁷ Liste bei WENDT 1965, 159-164.



Abb. 1: Kirche von Südosten mit Kirchhof und Grabsteinen, 2017. (Foto: Joachim Kleinmanns).

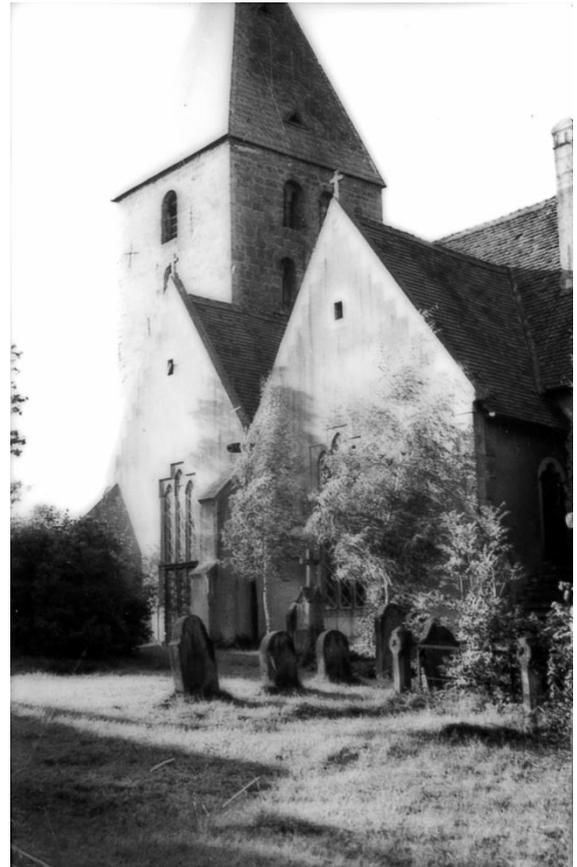
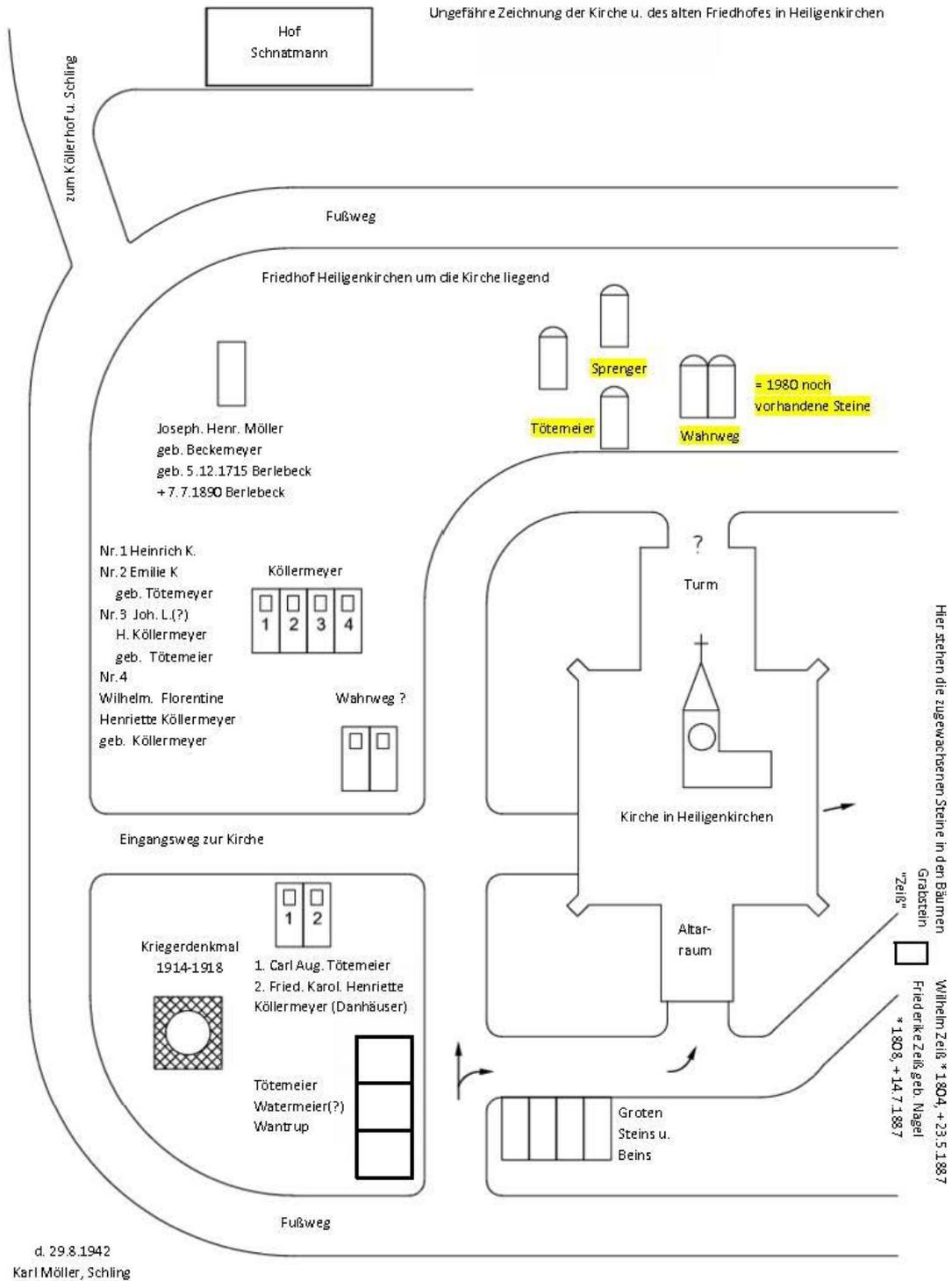


Abb. 2: Kirche von Südosten mit Kirchhof und Grabsteinen, um 1920. (Foto: Wilhelm Pecher. Quelle: LLB, BASP-DT-HGK-31).



Abb. 3: Ansicht des südlichen Kirchhofs, um 1920. (Foto: Wilhelm Pecher. Quelle: LLB, BASP-DT-HGK-24).



Zeichnung: © Herbert Penke 2011 nach der Vorlage von Karl Möller

Abb. 4: Lageplan 1942, nach Karl Möller
(Quelle: Herbert Penke: <http://www.nhv-abnenforschung.de/grabsteine/Heiligenkirchen.htm>)



Abb. 5: Grabstein Nr. 1, Familie Troost.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 6: Grabstein Nr. 2, Ernst Sprenger, 1832.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 7: Rückseite von Grabstein Nr. 5.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 8: Grabstein Nr. 3, Johann Conrad Töttemeyer,
1848. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 9: Rückseite von Grabstein Nr. 3.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 10: Grabstein Nr. 4, Adolph Sprenger, 1840.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 11: Rückseite von Grabstein Nr. 4.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 12: Grabstein Nr. 5, Johan Caspar Wahrweg,
1722. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 13: Anlässlich der 1000-Jahrfeier 2015 wieder aufgestellte Grabsteine.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 14: Grabstein Nr. 6, Mathilde Dircksmeier, 1867.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



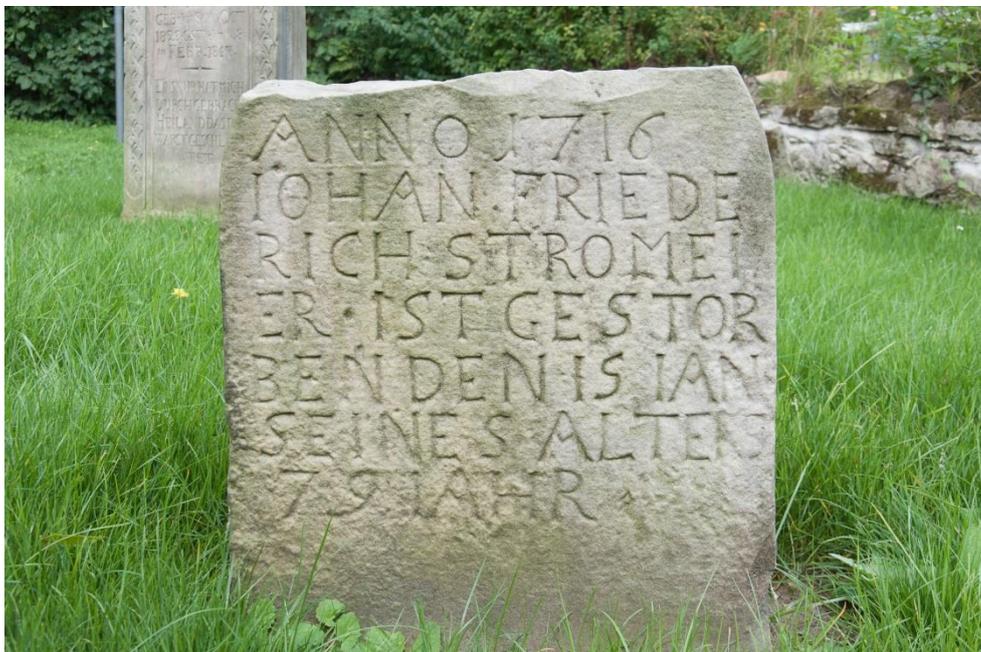
Abb. 15: Rückseite von Grabstein Nr. 6.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



*Abb. 16: Kreuz Nr. 7.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).*



*Abb. 18: Grabstein Nr. 9, Anna Stromeier, 1716.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).*



*Abb. 17: Grabstein Nr. 8, Johan Stromeier, 1716.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).*



Abb. 19: Grabstein Nr. 10, Catharina Steins, 1800.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).

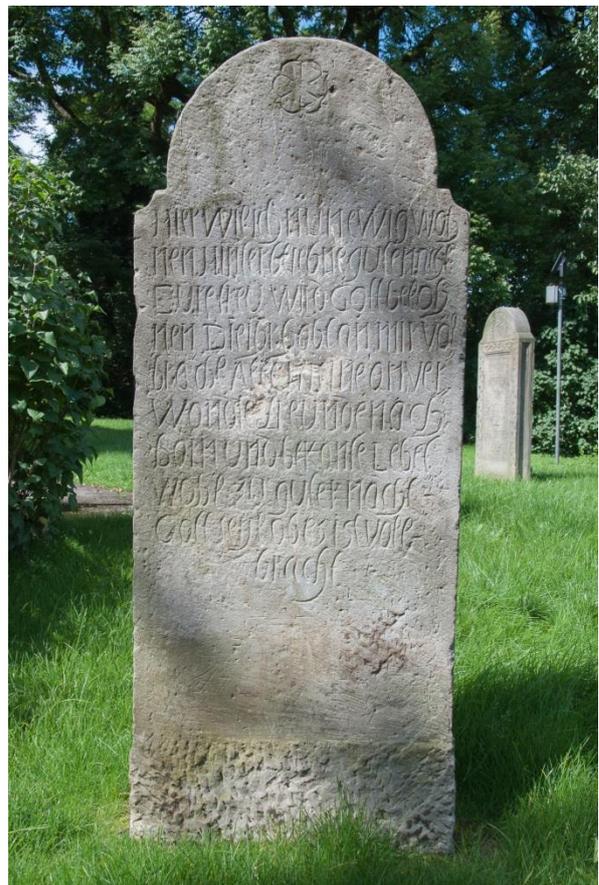


Abb. 20: Rückseite von Grabstein Nr. 10.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 21: Grabstein Nr. 11, Anna Steins, 1820.
(Foto: J. Kleinmanns, 2017).

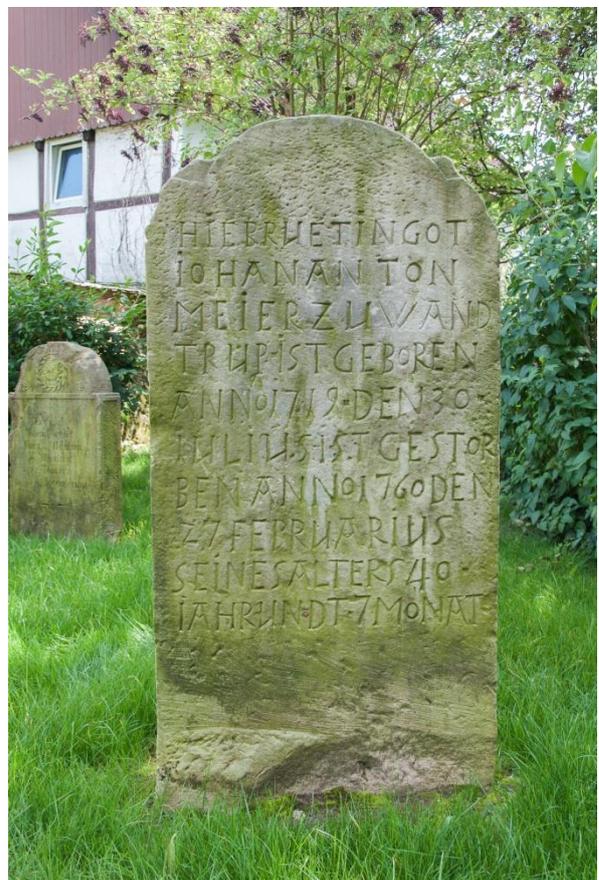


Abb. 22: Grabstein Nr. 12, Johan Anton Meier zu
Wandtrup, 1760. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 23: Grabstein Nr. 13, Johan Berend Meier zu Wantrup, 1861. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 24: Rückseite von Grabstein Nr. 13. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 25: Grabstein Nr. 14, Louise Meier zu Wantrup, 1850. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 26: Rückseite von Grabstein Nr. 14. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 27: Grabstein Nr. 15, Anthan Henrich Strobmeyer, 1729. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 28: Grabstein für vier Söhne der Familie Beins, 1810-20. (Foto: Wilhelm Pecher. Quelle: LLB, BASP-DT-HGK-67).



Abb. 29: Rückseite eines Doppelgrabsteins. (Foto: Wilhelm Pecher. Quelle: LLB, BASP-DT-HGK-73).



Abb. 30: Grabplatte für den früheren Heiligenkirchener Pastor Joachim Winandt aus der Hanstenbecker Kirche, 1703. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).



Abb. 32: Kirche von Südosten. (Foto: Wilhelm Pecher. Quelle: LLB, BASP-DT-HGK-65).



Abb. 31: Inschrift über der ehemaligen Familiengruft von Hammerstein. (Foto: J. Kleinmanns, 2017).

„Denkwürdigkeiten“ am Externsteine im Jahre 1866

von Jürgen Hartmann

Zeit ihres Daseins haben die Externsteine bei Horn die Phantasie der Betrachter und derjenigen, die sich mit ihnen befassten, angeregt. Nicht selten stießen überschwängliche Schwärmerei und übersteigerte Vorstellungskraft in absurde Dimensionen vor. Luftgebilde und Trugbilder, Fabeln und Märchen fanden Eingang in Berichte und Abhandlungen, sogar in Romane.¹ Ein Fall besonderer Einbildungskraft beschäftigte im Frühjahr 1866 die Leserschaft der lippischen Wochenzeitung *Die Sonntagspost* mit dem erbaulichen Untertitel *Eine Belehrung und Unterhaltung für Jedermann*. Sie erschien von 1855 bis 1876 in Lemgo und ist nun erfreulicherweise in der Digitalen Sammlung der Lippischen Landesbibliothek verfügbar.

In der Ausgabe vom 15. April 1866 (Nr. 15) konnte der aufmerksame Leser folgendes zur Kenntnis nehmen:

„Eine bisher unbekannt gewesene Merkwürdigkeit am Externsteine.

Am 6ten d. Mts. besuchte ich einmal wieder die Externsteine, wo ich seit vielen Jahren nicht gewesen war. Ich ging mit einem Freunde von Horn aus dorthin. Es war zwischen 9-10 Uhr Morgens, als wir vor dem Steine ankamen. Wir standen, von der Nordseite her ihn beschauend, auf dem Punkte, wo an der Ecke des Gartens oder Kampes in der Nähe des Frickeschen Gasthauses der Weg nach dem Steinbruche und dem Dorfe Holzhausen von der zwischen den Steinen durchführenden Landstraße in westlicher Richtung abbiegt. Da fiel mein Blick auf einen Punkt des höchsten in der Reihe der Steine, welcher nach Osten hin auf denjenigen folgt, der unmittelbar an der Chaussee steht und auf seinem Scheitel das mit Eisenklammern gefesselte aufliegende Felsstück trägt. Staunend entdeckte ich plötzlich, was ich früher nie gesehen hatte, ungefähr in der Höhe des letzteren, mitten an jenem andern daneben und darüber emporragenden Steine das Riesenbild eines Menschenangesichtes en face:

die einzelnen Gesichtszüge, Stirn, Nase, Backen, tiefliegende Augen, Mund, Kinn, umgeben mit einem mächtigen Haupt- und Barthaar, deutlich unterschieden, und das Ganze wie mit einem aus den Felsenacken gebildeten Kronenaufsatz auf dem Haupte versehen. Ich traute meinen Augen nicht bei dem Anblick. Ich machte zunächst meinen Begleiter und darnach auch den Gastwirth Fricke am Externsteine auf die Gesichtszüge des Bildes aufmerksam. Auch diese Beiden erkannten dasselbe auf der Stelle, zugleich erklärend, dass sie es früher noch niemals bemerkt gehabt hätten. Der nächste Gedanke dabei war natürlich, dass diese Erscheinung an der Stelle, doch an dem höchsten der Externsteine, nichts als ein Naturspiel sein möchte, wie desgleichen bekanntlich vielerwärts gefunden und von der dichtenden menschlichen Phantasie dann wieder ausgebildet und romantisch gestaltet werden. Jedenfalls würde dasselbe am Externsteine als eine ebenso interessante Naturmerkwürdigkeit angesehen zu werden verdienen, wie z.B. das wohlbekannte zufällige Riesen-Profil-Bild, das man deutlich auf einer Stelle

¹ Verwiesen sei an dieser Stelle an den zehn Jahre zuvor erschienenen romantisch-kitschigen Roman von Luise Ernesti: *Eine Parthie nach den Externsteinen*. Leipzig 1856.

erkennt, wenn man auf dem Rheine thalwärts von Oberwesel nach der Loreley hinabfährt.

Wir begaben uns indeß von der bezeichneten Stelle am Externsteine, wo wir das fragliche Bild zuerst entdeckten, nach andern Punkten, von welchen wir dasselbe nach verschiedenen Richtungen betrachteten. Überall, wo wir es sehen konnten, erkannten wir deutlich dieselben Gesichtszüge en face wieder, so namentlich in etwas weiterer Entfernung von dem Fricke'schen Garten oder Kampe her, ebenso auf dem Gange hinab nach dem Damme unter dem Teiche und besonders auch noch nahe an dem Steine selbst auf der Straße vor dem Gasthause, von wo aus beschaut das Bild einen Eindruck macht, als wenn man ganz nahe vor einem Menschen oder menschlichen Standbilde das Gesicht von unten her ansieht. Von Weitem betrachtet scheint der unter demselben befindliche Körper des Steines, von dem Zahne der Zeit tief durchfurchet, einem Riesemantel zu gleichen, der in seinen natürlichen Falten den Körper verhüllt, auf welchem jenes Riesenhaupt sich erhebt.

Der Totaleindruck, den dasselbe von fern gesehen dem Auge darbietet, erinnert an den Gesichtstypus der Seythischen Völkerschaften. Der Umstand, dass dieses, wenn man einmal darauf aufmerksam geworden, von ganz verschiedenen Seiten her in denselben, und zwar regelmäßigen, Hauptzügen sich präsentiert, erweckt die Vermuthung, dass hier, wo auch andere Zeichen schon mehrfach auf Bildungen von Menschenhand in einem Zeitalter, aus welchem wir keine Geschichtskunde haben, hindeuten, vielleicht nicht ein zufälliges Naturspiel oder doch nicht allein ein solches die Ursache der bemerkten Erscheinung sein möchte. Ich war nicht im Stande, dies aus der Ferne sogleich genauer zu prüfen, weil ich kein Fernglas zur Hand hatte. Durch ein solches, oder auch schon durch ein gutes Opernglas würde es sich wahrscheinlich bald erkennen lassen, was an der Sache sei.

Manchen möchte sie vielleicht interessant genug erscheinen, um sie gelegentlich eines weiteren aufmerksamen Blickes zu würdigen und ihr eine genauer prüfende Untersuchung zu widmen.“

Unterzeichnet war der Beitrag auf der zweiten Seite der Ausgabe mit dem Kürzel bzw. den Kürzeln „F. ... M...“. Der oder die Verfasser sind leider nicht bekannt. Dabei bleibt es leider auch, selbst als sich in der folgenden Ausgabe vom 22. April 1866 (Nr. 16) eine Erwiderung findet – ebenfalls anonym mit dem Kürzel „H-,“:

„Horn. In der vorigen Nr. der „Sonntagspost“ wurde ein, an den Externsteinen neu entdecktes Wunder mitgetheilt und so genau und großartig beschrieben, dass man sich wundern musste, wie es von allen Alterthums-Forschern übersehen war und sich erst dem scharfen Blicke des Hrn. Entdeckers offenbart hatte. Der Umstand, dass bisher niemand das Gesicht bemerkt hat, erklärt sich leicht daraus, dass gewiss nur wenige Menschen die seltene Phantasie des Hrn. Verfassers besitzen, um aus den Zacken und Rissen des Felsens einen menschlichen Kopf, und sogar Gesichtszüge zu erkennen. Betrachtet man mit dem festen Vorsatze ein Gesicht zu finden den Felsen von den vorgeschriebenen Punkten aus, so kann man allenfalls eine unförmliche Nase daran entdecken, ersteigt man aber denselben (vom Knickenhagen aus) so zerfällt die vermeintliche Nase in mehrere parallel laufende Zacken, die durch weißes Moos von unten her das Aussehn einer Fläche erhalten, aber nicht die geringste Spur menschlicher Thätigkeit zeigen. Auch Schnurr- und Backenbart sind in Gestalt großer Haidebüsche vorhanden, doch ist es zweifelhaft ob der Hr. Verfasser diese gemeint hat, er müsste dann anneh-

men, dass sie beim Aushauen des Gesichts in der jetzigen modernen Gestalt angepflanzt seien, um ihm einen recht lebendigen Ausdruck zu verleihen. Woher der Hr. Verf. den Gesichtsausdruck, Augen und Backen nebst der Ähnlichkeit mit Seytischer Race genommen hat, ist durchaus nicht zu ermitteln.

Einige Ähnlichkeit mit dem Profil eines Menschen, mit einer Mütze auf dem Kopfe, hat jedoch die dem Knickenhagen zugewandte höchste Spitze desselben Felsens. Wer dieselbe von der Chaussee aus betrachtet, kann leicht aus dem Schirm der Mütze nach Belieben einen Doggen- oder Drachenkopf machen, der den Rachen aufsperrt.

So interessant derartige Bildungen, deren sich unzählige finden, auch sind, so hüte man sich doch aus der Ferne ein sicheres Urtheil darüber abzugeben, sondern gebe sich die Mühe, die fraglichen Gegenstände in der Nähe oder mit einem guten Fernrohr zu betrachten. Wenn auch in den meisten Fällen jede scheinbare Betrachtung der Felsen bei solchen Gelegenheiten, noch manches wirklich Bemerkenswerthe zu Tage fördert.“

Thäle. Herrschertod und Herrscherwechsel – eine kritische Betrachtung¹

von Margit Lenniger

Im Rahmen meiner Forschungen für die von mir geplante Veröffentlichung über Christoph Ludwig zur Lippe (1679-1747), zu seiner Mesalliance mit Anna Susanna Fontanier und zu seiner Rolle während der vormundschaftlichen Regierung, habe ich im Landesarchiv NRW Abt. OWL in Detmold zahlreiche Quellen eingesehen. Mit der Arbeit ‚Herrschertod und Herrscherwechsel‘ von Stefan Thäle glaubte ich eine weitere Informationsquelle in Händen zu halten. Denn sein Untersuchungszeitraum überschneidet sich nicht nur zeitlich mit dem meines eigenen Forschungsanliegens, sondern die Arbeit betrifft größtenteils auch dieselben Personen. So versprach das Buch Anregungen und Ergänzungen für meine eigenen Recherchen.

Stefan Thäle untersucht den Wandel der politischen Kommunikation im 18. Jahrhundert anhand von Herrscherwechseln am Beispiel der Grafschaft Lippe (S. 14). Die Untersuchung fragt nach der Inszenierung von Herrschaft an ihren Bruchstellen und nach der kommunikativen Erzeugung von Legitimität und Akzeptanz der Herrschaft (S. 25). Das Thema ist gut lesbar dargestellt und ansprechend geschrieben. Doch beim genaueren Hinsehen bin ich auf zahlreiche Fehler gestoßen, die nicht nur einzelne – verzeihliche – Flüchtigkeiten sind, sondern den Wert der Arbeit erheblich schmälern. Vieles ist für Außenstehende nicht unbedingt erkennbar. Und selbst dann fallen die Fehler häufig erst auf, wenn man die von Stefan Thäle verwendeten Quellen selbst kennt.

Die folgende kritische Betrachtung bezieht sich daher im Wesentlichen auf die Grafschaft Lippe, auf die empirischen Grundlagen und die Darstellung und Auswertung der herangezogenen Quellen.

Bei einer Arbeit, die sich u. a. mit Beisetzungen und ihren Zeremonien auseinandersetzt, dürfte man ein fundiertes Wissen um die diesbezüglichen Begriffe erwarten. Hier fallen schon Formulierungen wie „Be-gräbnis“ oder „Beerdigung“ (S. 125 und zahlreiche weitere, selbst in den Überschriften) auf. In allen betrachteten Fällen handelt es sich jedoch um Beisetzungen, da es sich nicht um Erdbestattungen handelte. Auch „Einsenkung“ (S. 131) trifft nicht zu, da die Särge im überirdischen Teil der Gruft untergebracht wurden, wie Thäle selbst dies u. a. durch Abbildungen belegt.

Ähnlich fällt die Bildbeschriftung des Kircheninneren (S. 68) auf. Der Pfeil „Altar“ weist auf die Kanzel. Abgesehen davon gehört die Bezeichnung „Altar“ nicht hierher, in einer reformierten Kirche wie der Pfarrkirche Detmold (heutige Erlöserkirche) wäre ‚Abendmahlstisch‘ die richtige Wortwahl gewesen.

Neben Verwechslungen der Herrscher selbst sowie ihrer Sterbedaten finden sich Verwechslungen von Person- und Ortsnamen sowie falsche Titel (er nennt z. B. den „Adeligen Wöbbel“, die „Fürsten von Lippe-Biesterfeld“), ‚flexible‘ Namengebungen für Herrschaftsgebiete („Lippe-Schaumburg“ (S. 35), „Schaumburg-Alverdisen“ (S. 81 FN 133), „Lippe-Bückerburg“ (S. 48 FN 133)), die Schöpfung der bis dahin unbekannteren Exklave „Lipperbruch“ (S. 54) und die kreative Ortsvariante „Heilkirchen“ (mehrfach!). Doch darüber hinaus enthält die Arbeit allerdings auch zahlreiche sachlich-inhaltliche Fehler. Hier sollen nur einige aufgelistet werden:

¹ STEFAN THÄLE, Herrschertod und Herrscherwechsel. Kommunikative Strategien und medialer Wandel in der Grafschaft Lippe des 18. Jahrhunderts. Münster 2014.

1. Thäle behauptet (S. 33) im Zusammenhang mit der Anzahl der Landtage: „die vormundschaftlich regierende Johannette Wilhelmine ... regierte gänzlich ohne Einberufung der ständischen Vertretung.“ – Richtig ist: In den Jahren 1735 bis 1747 fanden sieben Landtage und fünf Kommunikationstage statt. Thäle hat die Quelle (Bulst, S. 257: „...in den dreizehn Jahren der Herrschaft seiner Frau, der Gräfin Johannette Wilhelmine ... gab es sechs Jahre, in denen keine Landtage abgehalten wurden.“) offensichtlich missverstanden.
2. Die Linie Lippe-Alverdissen „verlegte später ihren Stammsitz in die Grafschaft Schaumburg, benannte sich in ‚Schaumburg-Lippe‘ um und erreichte volle Souveränität.“ (S. 34) – Diese eigenwillige Formulierung lässt vermuten, dass dem Autor die Hintergründe des Wechsels nach Bückeburg nicht bekannt sind. – Die Nebenlinie Lippe-Alverdissen hatte durch Erbgang einen Teil der Grafschaft Schaumburg hinzugewonnen und ihren Stammsitz nach Bückeburg verlegt. Diese Herrschaft wurde als „Schaumburg-Lippe“ bezeichnet. Nachgeborene Söhne dieser Linie residierten dann wiederum in Alverdissen.
3. Die Aussage, die Agnaten seien von einer Vormundschaftsregierung kategorisch ausgeschlossen gewesen (S. 37), kann ebenfalls keinen Bestand haben. Thäle reduziert die Agnaten auf männliche Nachkommen der Nebenlinien. Aber gerade die Agnaten des Hauses Lippe-Detmold kamen laut Erbvertrag als Kandidaten für eine Vormundschaft in Frage.
4. Es wird dargelegt, welche Kreise die Informationen zum Herrscherwechsel im Falle einer Vormundschaft zogen (S. 93f.). An dieser Stelle vermisst man die Hinweise, dass z. B. zum preußischen Königshaus schon seit langer Zeit Kontakte bestanden oder dass das Einholen der kaiserlichen Bestätigung der Vormundschaft notwendig war. An anderer Stelle wird in Zusammenhang mit dieser Bestätigung sogar von einer Tradition des gräflichen Hauses gesprochen (S. 106f.).
5. Der Behauptung der „hohen Analphabetisierungsquote“ (was nebenbei bemerkt eine Stilblüte ist, besser spräche man von einer geringen Alphabetisierungsquote) (S. 94) fehlt nicht nur die Quellenangabe, sondern vor allem die sachliche Grundlage. – Der Leser fragt sich, wie z. B. der Bauernkalender (S. 95) seine multiplikatorische Wirkung erreichen konnte, wenn die meisten Untertanen des Lesens gar nicht mächtig waren. Thäle selbst macht Einschränkungen bezüglich des einjährigen Erscheinungszyklus. Da die Intelligenzblätter aufgrund ihrer niedrigen Auflagenzahl im Wesentlichen in den Kirchen Verbreitung fanden, kann dieser mediale Wandel nur erst in den Kinderschuhen gesteckt haben.
6. Zu den Modalitäten der Testamentseröffnung heißt es (S. 97): „Im Fall Simon Henrich Adolphs schweigen leider die Quellen; aufgrund der Ähnlichkeit der Begräbnisse von 1697 und 1734 kann jedoch ein vergleichbarer Adressatenkreis vermutet werden.“ – Thäle hat offenbar die Möglichkeit nicht bedacht, dass eine offizielle Testamentseröffnung aus taktischen Gründen vermutlich gar nicht stattgefunden hat. Denn Simon Henrich Adolph verstarb noch während der Verlesung seines auf dem Sterbebett abgefassten Testamentes. Zu der Zeit waren ohnehin offizielle Vertreter anwesend, die den Inhalt anschließend kommunizieren konnten.
7. Beim Vergleich der Herrschertode von 1734 und 1782 heißt es (S. 99): „1734 wurde das Schloss nur von einem geringen Adressatenkreis und zwar vor allem im Rahmen der Testamentseröffnung, der Totenwache und der Parentation [Trauerrede] aufgesucht“ – Der Bezug auf den Adressatenkreis, den man für die Testamentseröffnung nicht nachweisen kann, weil diese möglicherweise gar nicht offiziell stattgefunden hat, ist in der Tat eine kühne Behauptung.

8. Zur Beisetzung Simon August heißt es (S. 98): „... Vom Vorhandensein eines Publikums berichten die Quellen nichts.“ – Da trifft nicht zu! Die Quellen erwähnen ausdrücklich, dass kein Publikum anwesend war. Hier hätte man sich gewünscht, dass das Kirchenbuch eingesehen worden wäre. Diese für Todesfälle und Beisetzungen nicht unwesentliche Quelle wird von Thäle leider gar nicht genutzt. Dort heißt es: „den 6ten sind in der Stille beygesetzt worden...“.
9. Thäle legt das Dienstversprechen der einbestellten Vertreter so aus, dass „Johannette Wilhelmine ... sich auf diese Weise den Zugriff auf das Spitzengremium der landesherrlichen Verwaltung verschafft und es ihren zukünftigen Befehlen dauerhaft unterstellt“ habe (S. 103). – Das trifft so nicht zu. Sie hatte die einbestellten Personen nur vorläufig auf ihre Person verpflichtet. Denn die vormundschaftliche Regierung war derzeit noch nicht im Amt.
10. Die Darstellung, wie die Witwe sich mit einem gewissen Kalkül in Szene setzt (S. 106), leuchtet sofort ein. Allerdings hat die schlüssige Argumentation hier einen kleinen Schönheitsfehler, da manche Gegebenheiten auch auf die Schwangerschaft der Witwe zurückzuführen sein mögen.
11. Angeblich konnte die Witwe erst am 19. März 1735 (nicht 1734!) das Schreiben aus Wien vorlegen (S. 107). – Tatsache ist, dass sie das kaiserliche Schreiben schon länger in Händen hielt, aber zunächst noch das Urteil des Reichshofrates abwartete, bei dem die Stände im November 1734 Klage erhoben hatten.
12. Auch die Aussage, die Stände hätten bereits 1739 gegen Johannette Wilhelmines „Machtergreifung“ [sic] vor dem Reichskammergericht geklagt (S. 108), hält einer Prüfung nicht stand. – Zwar mag das Ziel der Stände das Ende dieser Vormundschaft gewesen sein, die dazu angegebenen Quellen sprechen aber von einer Klage wegen des Verfahrens der Steuererhebungen. Problematisch ist auch, dass wohl weder Akten zu den Prozessen vor dem Reichskammergericht selbst noch die ausführlichen Regesten dazu im gedruckten Findbuch von Margarethe Bruckhaus gesichtet wurden.
13. Die Behauptung, das Reichskammergericht habe „... Johannette Wilhelmine der Misswirtschaft für schuldig“ befunden und „sie daraufhin zur Niederlegung ihrer Regierung“ aufgefordert (S. 108), entbehrt ebenso jeder sachlichen Grundlage wie die Behauptung, dass auf die Vollstreckung des Urteils verzichtet worden sei. – Vielmehr hatten die Stände ihr Mitspracherecht in Steuererhebungssachen erstritten und Johannette Wilhelmine konnte die Vormundschaftsregierung nach dem Tod Christoph Ludwigs allein gegen die Stände nicht mehr aufrechterhalten.
14. Dass die Regierungsräte der Grafenwitwe und den beiden Mitvormündern von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten mussten (S. 114), kann nicht zutreffen, da August Wolfhart sich zu der Zeit nicht in Detmold aufhielt.
- 15.a) Ebenfalls von unzureichender Auseinandersetzung mit den Zusammenhängen zeugt die Formulierung vom „... Streit um das Amt Brake...“ (S. 115f.). – Tatsächlich ging es um die so genannten ‚Bräkischen Ämter‘, also um die Ämter Brake, Blomberg, Barntrop, Schieder. Die angebliche Forderung der Abtretung des Amtes Brake bestätigt den Irrtum, denn um die Abtretung des eigentlichen Amtes Brake ging es nicht, sondern um Blomberg und Schieder.
- b) Abgesehen davon, dass die Argumentation um diese Ämter auch vom Zeitablauf her nicht überzeugt, muss man lesen, dass u. a. Alverdissen und Lipperode an die Nebenlinie Schaumburg-Lippe übergegangen seien (S. 116). – Die Quelle (Arndt, Fürstentum) besagt mit Verweis auf ein Urteil des Reichskammergerichtes, dem Nachfolger seien „...die Ämter Blomberg, und Schieder zu den gleichen Bedin-

gungen zugesprochen wie seine alten Besitzungen Alverdissen und Lipperode. ...“ – Ein weiteres Beispiel dafür, dass Quellen völlig entstellt wiedergegeben werden.

16. Um die Exklusivität des Grafenbegräbnisses bei Simon Henrich Adolph zu untermauern, führt Thäle die Übergröße des Zinksarges mit ca. 2,20 Metern Länge an (S. 129). – Da es sich aber um einen Übersarg handelt und Särge außerdem in der Regel nach Körpergröße des Verstorbenen gefertigt wurden, besagt die Größe allein wenig. An dieser Stelle wären konkrete Vergleichsgrößen hilfreich gewesen.
17. Die Formulierung „... Die Detmolder Bürgerschaft umfasste etwa 30-40 Beamtenfamilien“ (S. 129 FN 371) ist erneut ein Beispiel für die kreative Auslegung der Quellen. – Der zitierte Arndt (Fürstentum) schreibt dagegen ‚Die lippische Beamtenbürgerschaft, bestehend aus etwa 30-40 Familien ...‘ Von diesem Verständnisfehler ist inhaltlich die ganze beschriebene Aufstellung des personellen Aufgebotes betroffen.
- 18.a) Friedrich Adolph ließ angeblich das „Lustschloss ‚Friedamadolphsburg““ erbauen (S. 38). 1729 sei dieses Lustschloss abgebrannt und wurde zum Verkauf angeboten (S. 39f.). – Hier werden das lediglich *geplante* Lustschloss, die Friedamadolphsburg und die tatsächlich abgebrannte Orangerie komplett durcheinander gebracht.
b) Mit der Formulierung „Eine aufwendig konstruierte Begräbnisgrotte im Detmolder Lustschloss ‚Friedamadolphsburg‘ ging kurz nach der Fertigstellung, wie die ganze Anlage selbst, in Flammen auf“ (S. 139) ist der Höhepunkt der Kreativität erreicht. In der angegebenen Literatur, die übrigens im Literaturverzeichnis fehlt, wird der Sachverhalt durchaus richtig dargestellt. Weder ist die Friedamadolphsburg, die heutige Musikhochschule, in Flammen aufgegangen, noch die Begräbnisgrotte, sondern die Orangerie nahe der Grotte.
19. Faktenfrei ist auch die Darstellung der angeblichen, „... Verlegung der herrschaftlichen Residenz von Blomberg nach Detmold Mitte des 17. Jahrhundert[s]. Der Landesherr überführte nicht nur seinen Hof, sondern auch die jüngst verstorbenen Angehörigen in die neue Residenzstadt.“ (S. 139) – Bereits Bernhard VII. zur Lippe hat die Residenz um 1470 von Blomberg nach Detmold verlegt und sie blieb auch hier bestehen, nur Simon VI. residierte von 1582 bis zu seinem Tod 1613 auf Schloss Brake. Die ehemalige Klosterkirche Blomberg blieb noch bis Mitte des 17. Jahrhunderts Grablege des Grafenhauses und wurde erst dann in dieser Funktion von der Detmolder Pfarrkirche abgelöst. Eine Überführung von Verstorbenen nach Detmold hat nicht stattgefunden.
20. Die eigenwillige Wiedergabe der Regelungen, dass „die Toten zunächst nicht mehr in den Kirchen, sondern grundsätzlich auf den Kirch- beziehungsweise Friedhöfen bestattet werden“ sollten (S. 151), lässt nicht erkennen, dass nur sehr wenige Bestattungen in der Kirche selbst stattfanden, und der größte Teil der Bewohner davon gar nicht betroffen war.

Einige kleinere Fehler regen eher zum Schmunzeln an. So wird z. B. das Gesicht(!) der Frau durch das Tragen der Kappen zur „Darstellungsfläche“ (S. 84 FN 159), oder der Sarg mit dem verstorbenen Grafen markiert „den Fixpunkt eines Koordinatensystems“ (soll wohl heißen: das Zentrum eines Sonnensystems?) (S. 135).

Doch auch Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten kann man in dieser Häufung kaum noch ignorieren.

Literatur wird an entscheidenden Stellen falsch wiedergegeben und Quellenarbeit häufig auf das jeweilige Findbuch reduziert, wobei mancher kurze Aktentitel auf mehrere Regalmeter Akten verweist. Zudem vermisst man Unterscheidungen zwischen Seite und Blatt sowie den Hinweis auf unpaginierte Aktenstücke.

Quellen werden mit variierenden Signaturen zitiert und dann außerdem im Verzeichnis der archivalischen Quellen mehrfach aufgeführt.

Schließlich vermisst man fundierte Kenntnisse der verwandtschaftlichen Beziehungen des Hauses Lippe. So wird Graf Christoph Ludwig ganz sorglos fast ständig als Bruder des verstorbenen Grafen (mindestens fünf Mal; nur zwei Mal richtig als Onkel) bezeichnet. Würde man diesen Gedankengang weiterspinnen, Christoph Ludwig wäre der Bruder gewesen, so hätten sich für die Frage der Vormundschaft ganz andere Bedingungen ergeben. In so einem Fall aber hätte sich der Autor fragen müssen, warum Graf Christoph Ludwig die Vormundschaft nicht selbst übernommen hat – eine im Zusammenhang mit der Fragestellung der vorliegenden Arbeit wesentliche und zentrale Frage. Doch der Autor geht sogar soweit, Christoph Ludwig als ältesten Bruder des verstorbenen Grafen zu bezeichnen. Das ist völlig absurd. Ein Blick in eine der zahlreichen veröffentlichten Stammfolgen hätte hier Klarheit bringen können.

Mit der Beschränkung auf die Person der Witwe Johannette Wilhelmines bleiben die Personen, die laut Tutelvertrag als mögliche Vormundschaftsregenten in Frage kamen, unberücksichtigt. Wäre es neben der bloßen Betrachtung der Strategien der Witwe nicht auch wichtig gewesen, sich damit auseinanderzusetzen, gegen wen sie sich durchsetzen konnte und warum ihr das gelang? Die von Thäle dargestellten Rituale und Kommunikationsstrategien lassen dabei einen wesentlichen Aspekt unberücksichtigt. Denn als Graf Simon Henrich Adolph starb, lebten aus dem Haus Lippe-Detmold als volljährige männliche Vertreter die Grafen Friedrich Alexander, Christoph Ludwig und August Wolfhart. Einer dieser drei hätte von den Ständen zum Vormundschaftsregenten gewählt werden müssen. Gerade in diesem Zusammenhang wäre eine genaue Betrachtung dieser Personen, vor allem Christoph Ludwigs, der im Zusammenhang mit Tod und Beisetzung des verstorbenen Grafen zahlreiche Male genannt wird, unerlässlich gewesen.

Die nicht unwesentliche Strategie der Witwe, sich bei der Trauerrede im Schloss im Zimmer ihres Mannes zu positionieren, wird nicht erkannt. Stattdessen heißt es nur, sie habe das Geschehen von einem benachbarten Zimmer aus verfolgt (S. 59). Im Übrigen hätte auch die Schwangerschaft der Witwe einer Erwähnung bedurft, da manche Handlungen davon beeinflusst sein können, vielleicht auch der lange Zeitraum bis zur Vorlage der Bestätigung der Vormundschaft, in den die Entbindung fiel.

Thäle behauptet (S. 117f.), Christoph Ludwig habe während des Begräbnisses eine Vorteilsnahme zu realisieren versucht, indem seine aus einer nicht standesgemäßen Ehe hervorgegangenen Söhne bei den Ankündigungen offiziell mit Grafentitel genannt wurden. Er bezeichnet den Versuch ausdrücklich als misslungen, vergleicht die Taktik mit der von Johannette Wilhelmine und behauptet: „Im Gegensatz zu Christoph Ludwig erreichte sie jedoch ihr Ziel“.

Diese Schlussfolgerungen sind falsch!

1. Die öffentliche Nennung der Söhne mit Grafentitel war kein Alleingang Christoph Ludwigs, sondern fand mit Zustimmung der Witwe statt.

2. Der ‚Versuch‘ ist nicht misslungen. Christoph Ludwig hat sein Ziel sogar weitgehend erreicht.

Auch die Hintergründe der politischen Koalition der Witwe als Vormundschaftsregentin und Christoph Ludwigs als Mitvormund und die jeweiligen Ziele der beiden finden in der Arbeit – obwohl für die Übernahme der Regentschaft nicht unwesentlich – keine Beachtung. Hier hätte man sich ebenfalls einen Blick über den Tellerrand der Zeremonien und Rituale gewünscht. Aufgrund dieser gravierenden Nachlässigkeiten und der sehr einseitigen Herangehensweise verlieren die Schlussfolgerungen, die ohnehin nicht überraschen, an Wert.

Zudem konzentriert sich die Untersuchung hauptsächlich (aus nachvollziehbaren Gründen der Quellenlage) auf die Wandlung der politischen Kommunikation an den Herrscherwechseln von 1734 (1747) und 1782 als Schwerpunkt (S. 25f.). Hier muss bei Einbeziehung von nur zwei bzw. drei Herrscherwechseln die Frage nach der Repräsentativität der Untersuchung erlaubt sein.

Von diesen beiden Herrscherwechseln steht der von 1782 für einen vorangegangenen Wandel im Herrschaftsstil. Unterschiede nicht nur im Ablauf, sondern auch in der Kommunikation sind daher sofort ersichtlich. Umso wichtiger wäre eine genaue Betrachtung der Hintergründe gewesen, um die einzelnen Bestandteile der Kommunikation zu verstehen und entsprechend interpretieren zu können.

Fazit: Das Buch von Stefan Thäle ist höchstens als eine Anregung für weitere Forschungen zu sehen. Neben den inhaltlichen Schwächen des Buches fällt die nachlässige Zitierweise auf und dies lässt, was viel schwerer wiegt, Rückschlüsse auf die fehlende Gründlichkeit nicht nur der formalen Arbeitsweise zu. Es erfüllt nur ansatzweise die Bedingungen, um als zitierfähiges Werk zu gelten, und bleibt erheblich hinter den Erwartungen zurück, die es mit seinem Titel weckt.

Florian Lueke, Geschichte des Sports in Lippe. Menschen – Vereine – Politik. Eine vergleichende regionalhistorische Studie. Lage: Lippe Verlag, 2015 – 375 S., Abb. – 21,00 €.

Historiker sind nicht unbedingt als Sportler bekannt, wie umgekehrt Sportler sich selten zu historischen Themen äußern. Das ist umso erstaunlicher, als der Sport doch einen großen Raum im Leben der meisten Zeitgenossen einnimmt, vom Extremsportler bis zur couch-potatoe vor dem Fernseher. Umso erfreulicher ist es, dass nun Florian Lueke Sport und Wissenschaft miteinander verbunden und es in seiner Dissertation unternommen hat, die Geschichte des Sports in Lippe von seinen Anfängen bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg darzustellen.

Ausgewertet wurde dafür eine Bandbreite an Materialien, von den Beständen öffentlicher Archive bis zu vielen schwer erreichbaren Vereinszeitschriften und Festschriften, und damit eine Faktenbasis geschaffen, aus der sich das komplexe Bild der lippischen Sportgeschichte erkennen läßt. Dabei konnte der Verfasser auch auf Vorarbeiten und Materialien zurückgreifen, wie sie etwa Rolf Schwegmann in seinem privat geführten Gerhard von Donop-Archiv zusammengetragen hat.

Der Autor unterscheidet verschiedene Handlungsebenen, vom Dorfverein mit wenigen Mitgliedern über das Verbandswesen auf Bezirksebene in der niedersächsischen und westfälischen Nachbarschaft bis hin zur nationalen Ebene. Er verzahnt aber nicht nur die sportinternen Ebenen miteinander, sondern betont die Wechselwirkung von Sport und politischer und Sozialgeschichte. Sportgeschichte ist ihm immer auch Gesellschaftsgeschichte, der Sport war deshalb auch nie unpolitisch. Im Zentrum der Betrachtung steht aber immer Lippe mit seinen Besonderheiten.

Dazu gehört auch im Sport die von Peter Steinbach für Lippe im 19. Jahrhundert festgestellte Rückständigkeit. Als Tatsache wird man das akzeptieren müssen, eine Wertung sollte damit nicht immer verbunden werden. Denn dazu gehörte es auch, dass sich der links-liberale, demokratische Geist der ersten Turner in Lippe noch lange gehalten hatte, als auf nationaler und auf Bezirksebene die Turnbewegung längst einen Rechtsruck hin zum national-liberalen, dann sogar nationalistischen und zuletzt völkischen Geist vollzogen hatte. Auch gibt es selbst im Rückständigen manchmal Überraschendes, so hatte etwa das Detmolder Gymnasium 1846 die erste Schulturnhalle einer öffentlichen Schule in Deutschland erhalten.

Wie so Vieles beginnt auch der Sport – richtiger gesagt: das Turnen, denn erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts kommen andere Sportarten in den Blick – in Lippe mit der Fürstin Pauline. Sie hatte Schriften des „Turnvaters Jahn“ mit nach Lippe gebracht und wollte das Turnen in den Schulen einführen. In den Nachbargebieten war es schon verbreitet, gefördert z. B. vom westfälischen Oberpräsidenten von Vincke, und Lippe sollte nicht zurückbleiben. Deutlich wird dabei, dass die demokratischen und egalitären Elemente der Turnbewegung keinesfalls in eine revolutionäre Haltung gegenüber der Obrigkeit mündeten. Doch die ersten Ansätze scheiterten am Fehlen von geeigneten Räumen, geeigneten Geräten und mehr noch an ausgebildeten Turnlehrern.

Eine zweite Welle der Turnbegeisterung entstand im Vormärz und fand in der Revolution von 1848 ihren Höhepunkt. Hier standen sich nun zwei Strömungen gegenüber – eine liberal-republikanische und eine konstitutionelle, beide mit eigenen Dachverbänden. Den Durchbruch für das Turnen aber gab es erst ein Jahrzehnt später. 1860 war das Wendejahr mit so vielen Vereinsgründungen, dass sogar von einer „Turnvereinsbewegung“ gesprochen wird. Auch der älteste und bis heute bestehende Detmolder Turnverein wurde in

diesem Jahr gegründet. Stärke und Schwäche dieser Phase auf regionaler Ebene zeigten sich jedoch schon drei Jahre später: Zwar wurde 1863 am Hermannsdenkmal ein Turnfest für Lippe und die umgebenden Regionen ausgerichtet, aber gleichzeitig das Fehlen von Vereinen in anderen lippischen Städten beklagt. Das Denkmal sollte ein wichtiger Bezugsort für die Turner bleiben, mit dem Höhepunkt des Sternlaufs zur 50-Jahrfeier der Einweihung im Jahr 1925.

Die erwähnte unterschiedliche Ausrichtung der Turner zeigt sich auch in der Differenz einer inzwischen national-konservativen „Deutschen Turnerschaft“ auf nationaler Ebene zum Land Lippe, das links-liberal ausgerichtet blieb. Als Aktivisten sowohl der Turnbewegung als auch liberaler Politik im Lande nennt Lueke Franz Hausmann in Horn, Wilhelm von Sode in Lemgo und Carl Vette in Detmold. Wie ambivalent eine solche Haltung auch sein konnte, zeigt jedoch das Beispiel eines Turnvereinsvorsitzenden und „Alt 48ers“ in Lage, der als Lehrer jüdische Mädchen demütigte, ohne dass dies sanktioniert worden wäre.

Neben den Spannungen zwischen konservativen und liberalen Turnern werden auch andere Reibungspunkte aufgezeigt. So beleuchtet Lueke die soziale Zusammensetzung der Vereine, wobei deutlich wird, dass sich die Vorstände regelmäßig aus den Angehörigen höherer Schichten zusammensetzen als die Mitglieder. Es sind aber vor allem zwei Erscheinungen, die das Selbstbild der Turnerschaft in Frage stellten: die Ausbreitung der Arbeitersportvereine mit ihrem 1893 gegründeten Dachverband, und die Konkurrenz durch die neuen Rasensportarten, die „english sports“ mit u. a. Fußball, Tennis und Hockey.

Der Arbeitersport, zuweilen als „dritte Säule“ der Sozialdemokratie neben Partei und Gewerkschaften verstanden, bildete mit eigenen Vereinen und eigenen Wettbewerben – 1910 gab es etwa ein Arbeiter-Bezirksturnfest in Lemgo – die größte Konkurrenz des bürgerlichen Turnens, bis er 1933 zerschlagen wurde. Der führende Kopf dieser Bewegung war der Lemgoer Sozialdemokrat Clemens Becker, der später als Mitglied des Volks- und Soldatenrates und des ersten frei gewählten Landespräsidiums eine wichtige Rolle in der Landespolitik spielte.

Die „english sports“ boten dann eine Alternative zum Turnen. Bei ihnen standen nicht mehr ästhetische Darstellungen auf Turnfesten im Mittelpunkt, sondern messbare Leistungen und Wettkämpfe. Während die Turner Hallen und Geräte brauchten, rangen die Rasensportler nun um geeignete Plätze unter freiem Himmel. Wie schwierig das zuweilen war, wird an dem ersten Fußballplatz in Hohenhausen erkennbar, auf dem „die Torwarte sich gegenseitig nicht sehen“ konnten. Die Konkurrenz führte vielerorts zur Existenz paralleler Vereine für das Turnen und den Sport – erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann sich diese Struktur durch Vereinsfusionen und breitere Angebote auch der Turnvereine aufzulösen.

Die Zeit der Weimarer Republik brachte dem Sport einige positive Veränderungen. Mit dem 1922 verabschiedeten „Spielplatzgesetz“ begann die Förderung des Sportstättenbaus durch die öffentliche Hand, gleichzeitig wurde der Sport über den Landesfachausschuss für Leibesübungen mit seinem Vorsitzenden Heinrich Röhr an die Regierung angebunden. Die politische Gleichberechtigung der Frauen wirkte nun auch auf den Sport, zumindest in den Turnvereinen setzte sich das Frauenturnen durch. Der Fußball war von dieser Entwicklung allerdings noch weit entfernt.

Der Beginn der NS-Diktatur brachte der Sportbewegung erhebliche Einschnitte. Die Turnerschaft rückte noch weiter nach rechts, die Vereine betonten sofort ihre Loyalität dem neuen Regime gegenüber. Als der Lemgoer NS-Funktionär Walter Steinecke als Sportkommissar die lippischen Vereine „gleichschalten“ wollte, kam er zu spät – wie die Krieger- und die Männergesangsvereine hatten sich auch die Sportvereine längst selbst gleichgeschaltet. Die Vereine der Arbeiterbewegung wurden dagegen aufgelöst, ihr materielles Erbe diente den bürgerlichen Vereinen und der HJ zu einer „skrupellosen Selbstbereicherung“ (307). Diffe-

renziert ist allerdings der Umgang mit den Arbeitersportlern zu sehen. Viele von ihnen wurden in andere Vereine aufgenommen, denen ein Zuwachs an aktiven Sportlern gelegen kam.

Auch der Antisemitismus wurde salonfähig, wie Lueke an Beispielen aus Lage und Lemgo aufzeigt. Juden wurden nicht mehr als Mitglieder akzeptiert, sie verschwanden auch aus der Geschichte der Vereine, d. h. aus Festschriften und aus Gruppenfotos – und blieben das auch nach 1945. Einer Aufforderung „von oben“ bedurfte es dafür nicht, die Impulse kamen aus den Vereinen selbst.

Doch wurde auch die lippische Sportbewegung Schritt für Schritt entmachtet. Deutlich war ein Konkurrenzkampf zwischen dem Vereinssport und der HJ, der 1936 entschieden wurde, als die Politik den Vereinen die Unterhaltung von Jugendgruppen untersagte - für Heinrich Röhr eine „verständnisvolle Zusammenarbeit“. In der Kriegszeit wurde der Männersport fast eingestellt, aber Sportveranstaltungen mit Frauen und mit Jugendlichen sollten weiterhin ein Bild von „Normalität“ aufrecht erhalten.

Nach dem Krieg lebte der Sport schnell wieder auf, wenn auch mit Turbulenzen auf organisatorischer Ebene. Fußball- und Sportvereine schienen die Turner zu verdrängen, kurzfristig gab es Fusionen mit dem Ziel, Ortsvereine zu etablieren, aber nach wenigen Jahren hatten sich die alten Strukturen wieder hergestellt. Wie wenig auch der Sport eine „Stunde Null“ hatte, lässt sich daran erkennen, wie problemlos NS-Aktivisten wieder akzeptiert wurden, Lueke weist auf die Vereinsvorsitzenden Detering in Lemgo und Brink in Lage hin, die sich nun wieder als unpolitische Turner präsentierten. Auch Heinrich Röhr erwies sich als „politischer Überlebenskünstler“ (322). Der begeisterte Sportlehrer, Vorsitzende des größten Detmolder Turnvereins und höchste Sportfunktionär Lippes in der Zeit der Republik und im Nationalsozialismus blieb dies, von Heinrich Drake persönlich berufen, auch in der Nachkriegszeit.

Nur ein Streiflicht fällt auf den Sport, der heute das öffentliche Bewusstsein dominiert. Der Fußball erlebte in Lippe in den Nachkriegsjahren „einen Höhenflug, der weder vorher noch nachher auch nur im Ansatz erreicht werden konnte“ (324). Getragen wurde der Aufschwung von Nicht-Lippern, vor allem von Evakuierten und Vertriebenen. Ein Beispiel ist der damals bekannte Spieler Ernst Willimowski, der als Oberschlesier schon für Polen und für Deutschland aufgelaufen war und nun dem lippischen Fußball für kurze Zeit ein paar Glanzlichter aufstecken konnte.

Im Ausblick auf die weitere Entwicklung betont der Autor zwei wichtige Aspekte: den Generationenwechsel bei den Funktionsträgern und eine starke Verbreiterung der Angebote an sportlicher Betätigung über das Turnen und die Rasensportarten hinaus. Es wird deutlich, dass die vereinsgebundene Sportbewegung nur überleben wird, wenn sie diese Veränderungen mitträgt.

Luekes „Geschichte des Sports in Lippe“ liefert ein beeindruckendes historisches Mosaik, sie bereichert unser Bild der lippischen Geschichte und der Sportgeschichte überhaupt. Sie verdient uneingeschränkt die Aufmerksamkeit der geeigneten Leserschaft.

(Andreas Ruppert)

Walter Windmüllers Brief aus Auschwitz

Ein wichtiger Hinweis soll der Leserschaft von *Rosenland* nicht vorenthalten werden. Eine für den Verfasser des Beitrages in 18/2016 offene Frage konnte damit geklärt werden.¹ In seinem beklemmenden Brief aus dem Lager Auschwitz schrieb Walter Windmüller: „Außer Rand, mein guter Kamerad u. Kumpel – alle Magdeburger mit Frauen + Kindern – verschwunden.“ Bei Rand handelt es sich dabei um Abner Rand, der am 11. August 1908 in Ottynia (Polen) geboren wurde. Er lebte in Magdeburg. Im Oktober 1939 wurde Rand ins KZ Buchenwald verbracht, von dort drei Jahre später ins Lager Auschwitz, wo er mit Walter Windmüller zusammenkam. Ob man sich bereits zuvor aus Magdeburger Zeit kannte und befreundet war, ist nicht festzustellen. Am 3. Mai 1945 wurde Abner Rand im KZ Dora-Mittelbau von alliierten Truppen befreit. Er wanderte in die USA aus und wurde dort 1949 eingebürgert. Im Januar 1995 verstarb Rand in Miami.

Bezirksstelle Mitteldeutschland F-18-123			
Zaehlkarte fuer die Auslaender-Kartei			
Rand	Abner Israel		
11.8.1908	Ottynia	verheiratet	Staatenlos (frueher Polen)
mosaisch	Jude	Sternträger	--
z.Zt.Interniertenhaft, Konzentrationslager Auschwitz b/Kattowitz O.-S.			
12.3.1943.	BEZIRKSSTELLE MITTELDEUTSCHLAND		021390

*Karte der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland (RVJD) zu Abner Rand, 1943.
(Quelle: Digitale Sammlung des ITS in Bad Arolsen,
unter: <https://digitalcollections.its-arolsen.org/01020401/name/pageview/740845/502552>).*

(Jürgen Hartmann)

Impressum

Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte.
Herausgeber und Redaktion:
Jürgen Hartmann (Nordhorn) und Dr. Andreas Ruppert (Paderborn).
V.i.S.d.P.: Jürgen Hartmann, Sonnenteich 15, D-48527 Nordhorn.
URL: www.rosenland-lippe.de
Anfragen, Beiträge etc. an: rosenland-lippe@web.de
Erscheinungsweise: ca. 1-2 Ausgaben / Jahr.
Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2018.
Redaktionsschluss: 28. Februar 2018.

¹ JÜRGEN HARTMANN, Oerlinghausen – Hannover – Magdeburg – Auschwitz. Leben und Tod des Walter Windmüller, in: *Rosenland. Zeitschrift für lippische Geschichte*, 16 (2016), 33-43, hier: 33.... Freundlicher Hinweis der Synagogengemeinde Magdeburg an den Verfasser, 2. August 2016.